Rundfunkhistorisches Gespräch mit Prof. Dr. Norbert Schneider

Norbert Schneider, geb. 7.8.1940, studierte evangelische Theologie und Publizistik an den Universitäten Tübingen, Marburg und Hamburg. Von 1964 bis 1967 promovierte er (Dr.theol.) und war Vikar. 1968 absolvierte er ein Volontariat im Kirchenfunk des SWF (Baden-Baden), arbeitete anschließend als wissenschaftlicher Assistent im Seminar für Neues Testament an der Universität Marburg und erhielt ein Habilitationsstipendium der DFG.

1971 bis 1973 wirkte Schneider als Referent für Hörfunk und Fernsehen und als Redakteur der Zeitschrift "medium" in der Evangelischen Konferenz für Kommunikation Frankfurt/Main. 1972 bis 1974 übernahm er zudem Lehraufträge für Religionspublizistik in Münster, Bochum und Mainz. 1974 wurde er Grundsatzreferent im neu gegründeten Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP), 1976 (bis 1981) dessen Direktor.

1981 bis 1986 war Norbert Schneider als Programmdirektor des SFB, 1986 bis 1993 als Geschäftsführer der Allianz Film tätig.1993 wurde er zum Direktor der Landesmedienanstalt NRW (LfR, später LfM) gewählt, von 1999 bis 2003 war er Vorsitzender der Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten (DLM). Seit 2010 lebt er im Ruhestand.

Margarete Keilacker führte mit ihm am 23.11.2017 in Berlin ein ausführliches Gespräch über sein Berufsleben.

Sie hatten ein sehr bewegtes Berufsleben. Mit sehr vielen Stationen, auch sehr unterschiedlichen Stationen. Woraus resultiert das? War das immer Ihr Wunsch, mal schnell wieder zu wechseln, oder war es Einsicht in die Notwendigkeit, weil sie irgendwo gebraucht wurden? Wie ist das zu begründen?

Also, ich kann nicht sagen, dass es irgendeinen elementaren Wunsch gegeben hätte, dies oder jenes zu tun. Was ich im Rückblick feststelle, ist, dass die jeweiligen Weichenstellungen oder Entscheidungen in aller Regel aus verschiedenen Gründen, die alle für sich nicht ausreichend gewesen wären, zusammengewirkt haben und diese multifaktorielle Begründungslage die Dinge befördert hat. Es war auch gelegentlich ein Zufall im Spiel. Es hat Situationen gegeben, die absolut unvorhersehbar waren. Also es mischt sich hier eine ganze Menge.

Meine erste Festanstellung, kann man sagen, als - damals hieß es Assistent – in einem theologischen Seminar in Marburg, ist auf merkwürdige Weise zu Ende gegangen, weil der Professor, an dessen Lehrstuhl ich war, mit dem ich auch persönlich sehr verbunden war, mich entlassen hat: Eines Tages, als die Assistenten gestreikt haben, weil sie zu viele Lehrverpflichtungen hatten, da haben wir mit gestreikt, obwohl wir gar keine hatten und er hat uns, wir waren drei bei ihm, alle drei entlassen. Eigentlich durfte er uns nicht entlassen, das war Sache der Fakultät. Aber der Bruch war nicht zu kitten. Es war ein großes, peinliches Durcheinander, aber das hat meine akademischen Absichten durchkreuzt. Ich habe zwar noch an einer Habilitation weitergearbeitet, habe sie dann im Verfahren irgendwann nicht mehr weiter verfolgt, weil mir das zu mühsam wurde, weil ich inzwischen ganz woanders war. Das kann man als Zufall ansehen. Wenn ich an

dem Tag nicht gestreikt hätte, für nichts, nur aus Solidarität, dann wäre wahrscheinlich vieles anders gelaufen.

Zweite Zufälligkeit/Merkwürdigkeit: Ich hatte beim Südwestfunk, so hieß er damals, volontiert und habe eine Sendereihe damals betreut, in der ein Mainzer Professor für Praktische Theologie einen Vortrag hielt, mit dem ich dann bei der Herstellung dieses Textes einen sehr ausführlichen Kontakt hatte: Gert Otto. Und dieser Mainzer Theologie-Professor hat mich eines Tages angerufen und sagte: "Ich habe einen alten Freund, der hat mich gefragt, ob ich jemanden wüsste, der so zwischen Theologie und Medien zu haben wäre und ich habe ihren Namen genannt". Das bezog sich auf Frankfurt, auf die damals frisch gegründeten Konferenz für Kommunikation. Der Geschäftsführer war Hans-Joachim Beeg, der kam vom Kirchentag nach Frankfurt und er suchte vier Referenten. Ich bin einer davon geworden. Das war Zufall, dass ich über diesen Professor diesen Kontakt..., aber so läuft das. Es hat natürlich auch sachliche Gründe gegeben, das dann auch zu machen. Also nicht nur einen Job zu bekommen, wie das vielleicht heute eher der Fall wäre. Es war ein großer Zufall, dass mein späterer Chef dort, Robert Geisendörfer, eines Abends auf dem Weg zum Bahnhof, wo er sich die erste Ausgabe der "Süddeutschen Zeitung" besorgte, tot umgefallen ist. Und sie fanden keinen Nachfolger. Der eine wollte Militärbischof werden, der andere wollte jenes werden. Ich bin übriggeblieben. Ich war der Jüngste. Und der damalige Ratsvorsitzende, mit dem ich das auch zu besprechen hatte, hat gesagt, das ist das Einzige, was sich wirklich ändern wird. Ein Zufall oder eine Situation, die man nicht vorhersehen kann.

Etwas übersichtlicher war mein Wechsel von Frankfurt nach Berlin. Wobei man auch da sagen muss, der SFB-Intendant Wolfgang Haus hatte bereits eine ganze Menge von möglichen Nachfolgern für seinen Fernsehdirektor Proebster angesprochen und die hatten alle aus irgendwelchen Gründen abgelehnt. Ich nenne jetzt keine Namen, aber es war eine respektable Liste. Und dann ist er auf mich verfallen, warum kann ich schwer sagen, wir hatten uns vorher nie gesehen, wir wussten wenig voneinander. Ich hatte den SFB nur in Gestalt von Franz Barsig erlebt. Aber es kam zu einem Treffen, dass im Hotel Seehof in Berlin am Lietzensee stattfand; am selben Tag, an dem dort auch die ZFP, also die Zentrale Fortbildung Programm, bei der ich ein paar Planspiele mitgemacht hatte und deren Protagonisten ich gut kannte, tagte. Ich saß mit Haus unten in der Ecke im Restaurant. Sie kamen alle an mir vorbei und sahen: Aha, Herr Haus sitzt da und ich sitze da, was hat das wohl zu bedeuten? Das war ein Wechsel, der vor allem damit zu tun hatte, dass ich in Frankfurt eigentlich so recht nichts mehr bewegen konnte. Ich war zehn Jahre in diesem Haus und hatte die wesentlichen Dinge, die mit Veränderung zu tun hatten, erledigt. Das Gemeinschaftswerk war eine Neugründung von Robert Geisendörfer und Rudolf Weber, es war eigentlich soweit auf die Reihe gebracht. Es kamen die Mühen der Ebene, die immer etwas mühsamer sind, als wenn man aufsteigt. Ich hatte das Gefühl, dass ich da nicht mehr so lange sein werde. Es hat bis dahin in diesen zehn Jahren drei oder vier - ich nenne es mal Abwerbungsversuche - gegeben. Das hat schon angefangen 1972. Lothar Hartmann, der in München der erste offizielle Programmdirektor Deutsches Fernsehen war, der hatte schon angefragt. Ich hatte eine ziemlich weit gediehene Abwerbung, die Martin Neuffer, der NDR-Intendant, ins Werk gesetzt hatte, als Nachfolger von Manfred Jenke nach Hamburg zu kommen. Das ist dann an politischen Gründen gescheitert. Ich hatte offenbar die falsche Farbe, obwohl ich gar keine habe. Ich gehöre keiner Partei an, aber ich bin immer für links gehalten

worden, was meine Frau gelegentlich auch amüsiert hat. Das war auch so ein Versuch. Wir haben uns drei oder vier Mal getroffen und waren eigentlich kurz davor das zu fixen, zu finalisieren, sagt man. Es ist daraus am Ende nichts geworden. Gerhard Schröder in Bremen wollte mich als Fernsehdirektor einkaufen, und ich erinnere mich sehr gut an eine außerordentlich makabre Situation. Es gibt in Bremen, glaube ich, heute noch den Regionalfernsehwettbewerb und ich war...

Der hat erst wieder stattgefunden.

... damals Vorsitzender der Jury und wir hatten unsere Arbeit getan. Und es wurde dann verliehen an einem, ich glaube, Sonntagmorgen. Gerhard Schröder hat sich bei dieser Verleihung beim Vorsitzenden der Jury bedankt, den er sehr gerne als Fernsehdirektor gehabt hätte, der ihm aber abgesagt habe und jetzt sei dies eben der Kollege Conradt geworden. Das war eine außerordentlich peinliche Situation, aber Schröder hatte für Peinlichkeiten einen guten Riecher. Da hat er es nicht dran fehlen lassen. Das war auch ein Versuch, mich aus der Frankfurter Situation herauszulocken.

Haus ist es dann gelungen, 1981. Das heißt, es war im Sommer 1980. Es hat, wie gesagt, bei mir mit der Frage zu tun gehabt, ob ich in Frankfurt noch sehr viel Neues würde bewegen können – einerseits. Ich habe mich auch ein bisschen schlecht behandelt gefühlt. Es war so, wenn ich nach Bonn zu einem Treffen mit der Politik gefahren bin, dann standen die Dienstwagen der anderen schon vor der Tür. Ich bin da allein hingefahren. Ich bin bei Nacht und Nebel zurückgefahren. Es hat nicht einer mal irgendwie aus den kirchenleitenden Organen sich näher für die Arbeit interessiert. Ich war einmal im Jahr im Rat der EKD und habe dort berichtet. Aber das hat eigentlich niemanden so richtig interessiert. Ich habe ein bisschen, ich will nicht sagen, darunter gelitten, aber es war mir nicht so angenehm, dass die Publizistik nach wie vor als fünftes Rad am großen, kirchlichen Wagen angesehen worden ist von den Leitungsfiguren. Die Kirchenkanzlei, hieß es damals, was heute, glaube ich, Kirchenamt heißt, hat sich eher darum bemüht, unsere Etats zu kürzen, als uns mit irgendwelchen Ideen zu konfrontieren. Das hat für mich eine gewisse Abrundung von— ich will nicht sagen Frustration, das wäre zu viel gesagt, aber es war nicht mehr so das, was ich gut fand.

Und da hatte natürlich ein Angebot, in einer kleineren Anstalt, Fernseh- und Hörfunkdirektor, es waren ja damals die Ämter noch verbunden – ist, glaube ich, heute wieder so – schon was. Der Intendant konnte auch, wenn auch, wie ich heute denke, ein
bisschen vollmundig, eine Mehrheit garantieren. Man geht nicht gern in einen solchen
Job, wo gewählt wird und wird dann überhaupt nicht gewählt. Das will niemand. Das
ist damals eine sehr knappe Entscheidung gewesen. Ich glaube, es war 13 zu 12. Und
das hat sich vorher so nicht abgezeichnet. Haus war schweißgebadet. Nein, also nicht
schweißgebadet, aber war doch einigermaßen irritiert, dass es so knapp war. Gut, aber
das war dann gelaufen und die Sache selber hat eigentlich auch ganz gut begonnen.
Ich habe zwar auch vorher ein Haus mit über hundert Leuten zu leiten gehabt, aber
so eine Anstalt hat ihre eigenen Milieus und ihre eigene Temperatur. Man braucht eine
Weile, bis man die Platzhirsche kennt und herausbekommt, wen man möglichst meiden
oder wen man näher an sich heranziehen sollte. Das alles sind die normalen Anfangsdinge, wenn Sie in so ein Haus kommen. Die ich auch hinter mich bringen musste. Und

es war eigentlich so, dass wir gerade dabei waren, eine gewisse Kontinuität in die Arbeit zu bekommen. Erste Personalentscheidungen getroffen haben. Uwe Rosenbaum war einer, den ich damals aus Köln geholt habe, der dann später nach Mainz als Landesstudiochef des Südwestfunks gegangen ist, jetzt auch hier in Berlin im Ruhestand lebt. Dann stand die Wiederwahl von Haus an. Da wusste Haus, dass es knapp wird. Aber er hatte durchzählen lassen und hatte eine Mehrheit von einer Stimme. Es ist dann anders gekommen. Die Mehrheit hat sich sozusagen umgedreht. Der Wahlsieger wurde Lothar Löwe. Ganz am Ende der Vorwahlzeit, eingebracht von Landowsky, dem damaligen CDU-Fraktionsvorsitzenden, dem der Sender halbwegs gehört hat, auf den der Sender insgesamt gehört hat. Landowsky ist es gelungen, ein oder zwei Leute kurz vor der Wahl noch umzudrehen. Ich nenne jetzt keine Namen, aber es waren zwei Sozialdemokraten, die ihren eigenen Sozialdemokraten Haus im Stich gelassen haben. Es war ein großer Schrecken im Haus, weil - Haus war nicht, ich will mal sagen, er wurde nicht geliebt, aber er wurde sehr respektiert, weil er nach der Ära Barsig, die eine sehr kalte und formalistische Art Rundfunk zu machen bedeutet hat, weil er nach dieser Ära wirklich frische Luft in diesen Sender gebracht hat. Er hat das Radio komplett reformiert. Im Fernsehen war er nicht so zu Hause. Auch was Personal angeht, nicht so gut besohlt. Da wollte er natürlich auch mit einer Neuberufung des Direktors die Dinge verändern. Ich habe nie verstanden, warum er meinen Vorgänger nicht mehr haben wollte, der ein fabelhafter Direktor war - Proebster. Das will ich ausdrücklich nochmal sagen. Der auch diesen Abgang auf eine unglaublich seriöse und anständige Weise hinter sich und hinter mich gebracht hat. Nicht ein böses Wort, nie ein Interview, wie das heute üblich wäre - was er noch alles hätte machen können, wenn man ihn hätte machen lassen dürfen. All das nicht, sondern er ist wirklich sehr nobel in die Pension gegangen. Wie gesagt, das sollte auch in der Politik von Haus eine Personallösung sein mit meiner Person, für einen Neuaufbruch des Senders.

Nun kam Löwe und es war eben - was soll ich sagen? De mortuis nil nisi bene. Aber keine Frage, es war ein komplettes Desaster und zwar vom ersten Tag an. Löwe hatte wenig Erfahrung im Umgang mit größeren personalen Einheiten. Er hatte eine unglaubliche Unsicherheit mitgebracht, weil er ahnte, dass das schwierig würde. Die er aber in eine aggressive Selbstdarstellung umgemünzt hat. Es war von diesem Tage an in diesem Sender nichts mehr, was man für erledigt halten konnte. Nicht im Sinne von Neuanfang, sondern sehr destruktiv. Löwe hat den Umgang mit den Menschen überhaupt nie gelernt. Er hat Redakteure vor Dritten auf eine Weise fertiggemacht, die eigentlich fast schon ins Strafrecht rübergereicht hat. Es war sehr, sehr mühsam am Anfang. Er hat dann bei einer Wanderung durch die Vogesen, die er zusammen mit Heinz Werner Hübner, seinem großen Vorbild, unternommen hatte, einen Herzinfarkt bekommen und war ein knappes Dreivierteljahr nicht im Amt. Lehmann, der Verwaltungsdirektor, hatte ihn vertreten – sehr anständig und unproblematisch. Als Löwe zurückkam, ging es eigentlich noch schlimmer weiter, als es vorher war. Es war unheimlich schwer, irgendetwas durchzusetzen, wenn man nicht über sein Küchenkabinett, dass im Rundfunkgesetz so gar nicht so vorgesehen war, irgendjemanden hatte, der das mit betrieben hat. Jürgen Engert war einer, der hilfreich war, Herwig Friedag. Aber es war jedenfalls kein Verhältnis mehr Intendant-Direktor. Das gab es nicht mehr.

Ich habe Sachen erlebt, die man wirklich nur noch als komisch bezeichnen kann. Ich saß bei einem Augenarzt, der mir - einer der frühen, die gelasert haben - gerade das Auge laserte, als er anrief in dieser Praxis. Ich sollte mich sofort bei ihm einfinden und als der Augenarzt sagte: "Das geht nicht", dann hat er den am Telefon auf eine Weise behandelt, wie nicht mal die schlimmsten Gutsherren ihre Knechte. Also er hatte in dieser Hinsicht wenig zu bieten und hat auch im Programm eigentlich nur Einflüsterungsentscheidungen getroffen. Er war von anderen abhängig und kam dann auch sehr bald, was abzusehen war, mit seinen Gremien in Schwierigkeiten. Ich erinnere mich an eine Szene, da las er die "Prawda" in einer Rundfunkratssitzung und dann hat ein Mitglied des Gremiums dem Vorsitzenden Höppner gesagt: "Herr Vorsitzender, bitten Sie doch den Intendanten, dass er die Zeitungslektüre hier einstellt". Dann hat Herr Höppner gesagt: "Herr Intendant, könnten Sie freundlicherweise die Zeitungslektüre hier einstellen". Dann hat Löwe gesagt: "Herr Vorsitzender, ich lese Zeitung, wann ich will und wo ich will. Wenn Sie ein Problem damit haben, dann ist das Ihr Problem". Neben mir saß ein Rundfunkratsmitglied, das leise vor sich hin zischte: "Und wenn wir mit Ihnen ein Problem haben, dann ist es Ihr Problem". Das war so die Stimmung ein bisschen nach seiner Rückkehr aus einer etwas längeren Rehabilitation, die man damals bei Infarkten hatte. Es ist dann eigentlich von Monat zu Monat bergab gegangen und kam dann zu einem unrühmlichen Ende. Er ist der Abwahl durch einen Rücktritt zuvorgekommen, aber es war für die Programmseite eine ganz schwierige Zeit. Mir hat der Intendant im Herbst 1985 zwei Briefe geschrieben. Der eine: Ich werde sie nicht zur Verlängerung vorschlagen. Der andere: Ich helfe Ihnen gerne! Das hat mich nicht überrascht. Er hat vorher mal angedeutet, er könne sich auch weitere fünf Jahre vorstellen. Wir hatten eigentlich persönlich kein schlechtes Verhältnis, aber in den Sachen waren wir weit auseinander. Aber ich hätte einen Büroleiter, den er nicht ausstehen könne und den müsse ich entlassen. Ich hatte kein Gefühl, dass ich das tun müsste und habe das verweigert. Das hat ihn schließlich dazu geführt. Er war auch von anderen dazu wahrscheinlich sogar genötigt worden. Es gab ja doch eine Reihe politischer Auseinandersetzungen in diesen Jahren, die alle für die CDU schwierig waren. Ich glaube, dass Landowsky da seinen Teil auch dazu beigetragen hat. Er hat ja Löwe einen Büroleiter hinzugefügt, der die Funktion hatte, keine personelle Entscheidung durchzulassen, die nicht mit Landowsky abgestimmt war. Das kann man alles nicht belegen. Das waren zum Teil Gerüchte, die zielorientiert waren. Jedenfalls war Löwe noch vor mir aus dem Sender. Mein Kollege Braun und ich, wir haben im Juni aufgehört und er hat schon im April, glaube ich, seinen Rücktritt erklärt.

Das war eine schwierige und mühsame Zeit und für mich hat sich natürlich die Frage gestellt: Was mache ich jetzt? Wenn Sie nach fünf Jahren von einem solchem System ausgeschwitzt werden, dann haben Sie nicht die Reputation, um zu Hause zu warten, bis der Nächste anruft. Schon sehr früh auch in dieser Übergangszeit, einer Entscheidungszeit, das war ja Ihre Ausgangsfrage, hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis: Ich flog irgendwohin von Berlin aus. Es ging jemand an mir im Flugzeug vorbei, lächelte und sagte: "Bleiben Sie doch mal, wenn sie aussteigen, vorn stehen, ich würde gern einen Satz mit ihnen reden". Ich kannte den Menschen nicht. Er sah ordentlich aus. Er hatte keine Fahne. Ich habe gewartet und dann sagte er: "Mein Name ist Mohr von Chamier. Ich bin Geschäftsführer der Allianz-Film. Ich hätte gern mal mit Ihnen erörtert, ob Sie nicht bei uns einsteigen wollen". Das hat im Herbst 1985 für mich nicht schlecht geklun-

gen. Eine große angesehene Produktionsgesellschaft im Besitz des WAZ-Konzerns, also der beiden Familien Brost und Funke. Ich habe dann mit Chamier geredet. Wir sind so ein bisschen über die Gespräche doch zu einem Punkt gekommen, dass war dann so Anfang 1986, wo ich gesagt habe: "Gut, ich kann mir das wirklich vorstellen. Wir sollten jetzt mal die Dinge ein bisschen praktischer machen. Ich muss gucken, so ganz schlichte Dinge, was darf ich bei Ihnen verdienen, wenn ich meine Pension nicht verlieren will und solche Sachen". Ich habe mich dann getroffen mit Erich Schumann, dem einen WAZ-Eigentümer, der für die Medienfragen insgesamt sozusagen die Zuständigkeit hatte und wir sind übereingekommen, dass das zu machen wäre und haben dann irgendwann einen Vertrag ausgehandelt, der nicht weiter aufregend war, aber den üblichen Verträgen von Geschäftsführern entsprochen hat. Ich bin dann sozusagen nahtlos aus dem SFB-Engagement zur Allianz übergegangen und habe das dann von 1986 bis 1993 gemacht. Dieses Engagement ging aus einem Grund zu Ende, der eigentlich auf Gorbatschow zurückgeht. Das klingt jetzt ein wenig pompös.

Die Produzenten in Berlin hatten das Sieben-Prozent-Privileg. Das heißt, sie haben ihre Produktionen immer um sieben Prozent Steuernachlass erleichtert machen können. Dieses Privileg ist mit der Wiedervereinigung weggefallen. Die WAZ hatte die Firma auch gekauft mit diesen sieben Prozent im Auge. Das Produzieren war ihnen gar nicht so wahnsinnig wichtig. Die hatten ihr Geld also schon verdient, bevor auch nur die erste Klappe gefallen war. Sie hatten noch einen anderen Vorteil: Eine Konzern GmbH hat den Steuersatz der Firma wählen können, die den höchsten Personalaufwand hatte. Filmfirmen haben einen sehr hohen Personalaufwand, nicht an Festangestellten, sondern an Mitwirkenden. Diese Vorteile haben im Wesentlichen ausgereicht, um die Firma in schwarzen Zahlen zu halten. Es kam noch hinzu, dass die Allianz mit der DEFA und mit Sovin Film vier Produktionen im Jahr verabredet hatte, die an den WDR und das ZDF verkauft wurden. Die Konditionen für diese Ankäufe waren für die Allianz außerordentlich günstig, sage ich mal, weil ich Geschäftsgeheimnisse nach meinem Vertrag nicht preisgeben darf. Diese wegfallenden Privilegien haben die Kollegen in Essen dazu geführt zu überlegen, ob sie nicht die Allianz liquidieren sollten. In diese Phase des Nachdenkens und des Vorbereitens kam dann der andere Geschäftsführer der WAZ, Günther Grotkamp, den ich ganz gut kannte, aber der mit meinem Geschäft wenig zu tun hatte. Grotkamp hat gesagt: "Ich bin in einem Gremium, das demnächst eine Personalentscheidung treffen muss. Ich könnte mir vorstellen, dass sie das machen können". Er konnte sich vor allem gut vorstellen, dass er keine Abfindungen bezahlen wollte, nehme ich mal an. Das jedenfalls auch. Das war die Landesanstalt für Rundfunk (LfR), in Düsseldorf. Ich habe zugesagt, natürlich auch wieder in der Betrachtung, was mache ich jetzt, wenn die den Laden dichtmachen. Es hätte in ihrem Konzern womöglich irgendwo eine Position gegeben, aber das hat sich so recht nicht abgezeichnet. Deshalb kam mir das in gewisser Hinsicht zupass.

Ich bin in meinem Gesamtzusammenhang der Medien, des Fernsehens geblieben, wenn auch jetzt nicht mehr kontrollierend im Sinne eines Chefs im Sender, auch nicht mehr produzierend als Geschäftsführer einer Produktionsfirma, sondern jetzt regulierend. Den Privatfunk. Eine solche Arbeit war für mich inhaltlich durchaus akzeptabel. Es war freilich auch ein Wechsel der stärkeren Art, weil ich bisher gewissermaßen öffentlichrechtlich sozialisiert in meinen beruflichen Tätigkeiten war. Aber ich habe das auch sehr

deutlich gemacht im Zuge der Bewerbung und der Kampagne, die man da inszenieren muss. Bei Gremien mit 56 Leuten müssen sie bei mindestens fünf Meinungsführern rumgehen und von sich überzeugen. Das habe ich mithilfe einiger hilfreichen Personen auch gemacht. Ich hatte allerdings die Vermutung, dass es eigentlich nicht sehr aussichtsreich sein würde, weil ich von einem konservativen Mitglied vorgeschlagen wurde und von einer ganz linken Gruppierung, die sich mit der Mainstream-SPD nicht mehr identifizieren wollte. Von diesen beiden Flügeln getragen, habe ich gedacht, das kann am Ende in Zahlen übersetzt nicht das notwendige Quorum geben. Ich hatte einen Gegenkandidaten, den Vorsitzenden der Kommission, Helmut Hellwig, der eigentlich, - das war so ein Basissozialdemokrat -, von den Anfängen seines Lebens bis in diese Zeit hinein eben dazugehörte, zu dem, was sozialdemokratisch in Nordrhein-Westfalen heißt. Und ich dachte, das ist gegessen. Dann allerdings sagte Johannes Rau auf eine Frage, ob er sich denn vorstellen könne oder wen er sich vorstellen könne: Er wolle hier niemanden nennen. Die Kandidaten seien ja bekannt, aber er wolle doch ausdrücklich sagen, dass er die Wahl für offen halte. Das haben einige seiner Sozialdemokraten so verstanden, dass sie jedenfalls nicht den gesetzten Vorsitzenden des Vorstandes wählen sollten. Gut, die Vorbereitung hat sich dann über zwei oder drei Monate hingezogen und die Wahl war, soweit ich mich erinnere, im Dezember 1992. Ich habe mich auch mit meinem Vorgänger Klaus Schütz ausführlich beraten, der wollte ja nicht mehr. Der hat da ja eigentlich nur fünf Jahre noch bis zu seiner Pensionierung ausgehalten und hat nicht viel gemacht. Sein Schreibtisch war immer leer. Ich glaube, die Wahl war Anfang 1993. Man glaubt es nicht: Ich habe das wieder mit einer Stimme Mehrheit geschafft. Es gab noch einen dritten Kandidaten, der nur eine Stimme bekommen hat. Aber Hellwig hat das damals eben nicht hingekriegt. Ich habe mich dazu eigentlich, wenn überhaupt, dann vor allem aus dem Grund entschieden, also in diese Kampagne zu gehen, weil es - ich war 52 Jahre alt - zu diesem Zeitpunkt auch damals nicht so ganz einfach war, in der Größenordnung was zu bekommen, die einem bisher zur Verfügung stand. Deshalb war ich eigentlich ganz froh.

Was ich nicht so geschätzt habe, dass ich wieder umziehen musste. Dass meine Familie umziehen musste. Meine Tochter wieder aus der Schule raus musste. Meine Frau auch von der Universität hier weg. Das war alles nicht so schön, aber es war sozusagen auch eine Entscheidung, die die Lebensbasis betroffen hat. Also die Sache hat gepasst, gut. Aber es hätte auch ein öffentlich-rechtlicher Job sein können. Der eine oder andere hat mal gefragt, was machen Sie eigentlich inzwischen und so, aber mehr war dann nicht. Es gab einen Intendanten in Frankfurt, der etwa zweihundert Leuten Avancen gemacht hat. Da war ich auch drunter, aber das hat nie zu etwas Vernünftigem geführt. Und das war dann die letzte Entscheidung, die ich zu treffen hatte. Die mir am schwersten gefallen ist. Also ich bin gerne 1971 nach Frankfurt, weil das was Neues war, was aufgebaut wurde. Ich bin gerne nach Berlin, weil die Stadt interessant war und weil der Sender auch für mich was Neues war. Ich habe auch den Übergang zur Allianz noch gut geschafft, das war für mich eigentlich nur eine Fortsetzung ohne Intendant so ungefähr. Ich habe dann andere Probleme entdeckt, die ich vorher nicht kannte, aber das ist ein Kapitel für sich. Nur der Umstieg nach Düsseldorf war eigentlich einer, zu dem ich mich fast gezwungen gesehen habe, weil ich eben in dieser Lebenslage so recht nichts - wir hätten leben können, aber mit 52 Jahren wollen sie noch nicht in den Spaziergangsruhestand, wie es Staatssekretäre und andere müssen. Also das ist sozusagen die Geschichte der jeweiligen Brüche und Neuanfänge, wie ich sie jetzt ein bisschen feuilletonistisch oder jedenfalls nicht chronologisch darstelle.

Doch es war sehr chronologisch.

Also ich bin in der Reihenfolge noch geblieben, ja. Es gibt natürlich zu den Einzelentscheidungen auch immer wieder Punkte, die schwierig sind oder sich als schwierig herausgestellt haben. Die beim Entscheiden selber noch nicht im Blick waren.

Also ich will da ein Beispiel nennen. Als ich zur Allianz kam als Geschäftsführer, habe ich nach drei Stunden entdeckt, da ist doch eine Geschäftsführerin. Da hatte einer der Vorbesitzer seine Mitarbeiterin noch schnell zur Geschäftsführerin gemacht. Das hatte mir niemand erzählt. Dann waren es eben zwei. Ich habe zwar sicherstellen können, dass ich sozusagen ein X-Plus-Geschäftsführer bin, aber das ist für die praktische Arbeit natürlich nicht so relevant. Die vielen praktischen Dinge muss man einvernehmlich lösen. Das ist so eine Erfahrung, die ist interessant und merkwürdig. Ich habe auch erleben müssen, dass die Altbesitzer hundert Meter weiter am Kurfürstendamm eine neue Firma aufgemacht und ihre ganzen Beziehungen mitgenommen haben sowie die Produktionszusagen. Auch nicht lustig. Aber das haben sie immer, wenn Sie wo reingehen, wo sie vorher nur von oben geguckt haben. Wenn Sie von unten gucken, sieht man das dann.

Ich habe in Berlin, als ich zum SFB kam, einen Büroleiter vorgefunden, mit dem ich eigentlich nichts am Hut hatte. Ich habe den zwar eine Weile behalten, weil er am Anfang mehr wusste als ich, aber dann habe ich ihn entsorgt. Und das Erste, was er machte, war, dass er sich auf eine halbe Stelle setzen ließ und dann ein halbes Jahr in der Ägäis lebte auf irgendeiner Insel. Das sind so Kleinigkeiten, die einem dann...

Ich habe in Düsseldorf, das hätte ich nicht für möglich gehalten, drei Jahre lang mit dem unterlegenen Kandidaten gearbeitet, der keineswegs die Idee hatte, als Vorstandsvorsitzender zurückzutreten, was eigentlich normal gewesen wäre. Er hat mich bei jeder Gelegenheit bekämpft, da er natürlich über ein Netzwerk in seinem Gremium verfügte. Er musste das gar nicht alles selber erledigen. Ich habe in dieser Zeit eine wesentliche Stütze gehabt im Vorsitzenden des Haushaltsausschusses. Das war Pützhofen. Pützhofen war Bundestagsabgeordneter der CDU. Ich hatte mit der CDU nicht viel am Hut, aber wir haben gut miteinander gekonnt. Er hat mir die schlimmsten Sachen wegentschieden. Aber wenn sie drei Jahre lang gegen ihren Vorsitzenden kämpfen... Dann eines Tages hat er gesehen, dass ihn auch die SPD nicht mehr stützt. Clement hat das vor allem betrieben. Da war dann Ruhe und wir waren dann mal unterwegs und plötzlich fragte er, ob wir uns nicht duzen wollten. "Darüber", habe ich gesagt, "muss ich mindestens zweimal schlafen".

Aber so ist das, wenn sie Positionen bekommen, in die Sie von außen reinkommen. Es ist heute üblich, dass Sie als Volontär anfangen und als Intendant aufhören, im selben Haus. Da kennen sie alle Geburtstage. Aber das war nicht mein Leben. Ich habe immer diese Veränderungen mit all dem Lehrgeld, das dann anfällt, bedienen müssen. Das ist nicht nur lustig, aber es ist auch interessant. Wenn sie dann jeweils die Steine

weggeräumt hatten und die Sache ein bisschen übersichtlicher wurde, hat auch eigentlich das meiste, von dem, was ich machen wollte, ganz gut geklappt. Aber das steht, wie gesagt, in den Geburtstagstexten drin, mit großer Übertreibung. Ich bin immer im Bereich der Medien geblieben. Ich habe beim Nachdenken inzwischen eigentlich die Auffassung gewonnen, dass diese Beziehung bei mir schon sehr früh angefangen hat. Ich war schon in einem sehr frühen Alter ein großer Liebhaber des Radios. Erst des Kinderfunks, dann der ersten Unterhaltungssendungen mit Helmut M. Backhaus, mit Peter Frankenfeld. Ich wohnte in der Gegend, wo man Bayerischen Rundfunk und Süddeutschen Rundfunk hören konnte und war bestens informiert über die "Nach acht wird gelacht"-Sendungen.

Ich habe von sehr früh an viel gelesen. Meine Mutter war Lehrerin und hatte Literaturwissenschaft studiert und Geschichte. Es hat alles gefehlt bei uns zu Hause nach dem Krieg. Nur Bücher hatten wir unendlich viele. Ich war sehr früh ins Theater gekommen. Die Schulbühne der Schule meiner Mutter in Ulm war die große Brechtbühne in den 1950er Jahren. Da haben Palitzsch, Zadek und Hübner inszeniert. Minks war Bühnenbildner. Also die späteren großen Regisseure haben dort geübt. Dadurch bin ich sehr früh ins Theater gekommen. Ich habe die ganzen Brecht-Dramen alle am Stück dort innerhalb von zwei Jahren gesehen.

Ich habe mich immer für Sprache, für Formulierungen, für Genauigkeit in Grammatik und Satzbau interessiert. Für Sprachbilder. Mich hat auch die öffentliche Rede sehr früh fasziniert. Ich habe stundenlang Bundestagsdebatten gehört, die damals alle übertragen wurden mit den großen Nachkriegsrednern Fritz Erler, Helmut Schmidt natürlich. Adenauer mochte ich als Redner nicht so sehr. Thomas Dehler war gut, aber unglaublich pathetisch. Von Guttenberg, der Alte, der Vater, auch einer mit Pathos, aber eben ein großer Redner. Das hat mich unglaublich interessiert. Ich habe dann über ein rhetorisches Thema auch promoviert. Also die Neigung, im Bereich des Medialen auch zu arbeiten, hat sich vermutlich bei mir sehr früh, jetzt noch nicht als Berufsziel, aber doch als Interesse herausgebildet. Ich bin in dieser Gegend mein Leben lang dann auch geblieben. Insofern waren alle Wechsel sozusagen Wechsel innerhalb eines Gesamttextes, der Medium heißt. Genauso wie eine Zeitschrift, an der ich mal mitgearbeitet habe, die aus unerklärlichen Gründen, für mich unerklärlichen Gründen, eingestellt wurde. Und deren Titel nicht einmal geschützt wurde.

Sie meinen "medium", an der ich ja auch mal kurzzeitig mitgewirkt habe.

Ich bin nie in eine Maschinenfabrik gewechselt oder in eine Beratungsfirma für Personalmanagement. Hätte ja sein können. Aber ich hatte keinen Drang dorthin, auch keine Kenntnisse. Ich habe natürlich in diesen Jahren auch das gesamte Subsystem, also die Rechtsfragen, die ästhetischen Fragen, die kulturellen Momente nach und nach aufgesogen und in mein Repertoire einbezogen, so dass ein Wechseln auch immer ein Mitnehmen alter Erkenntnisse war für neue Berufe.

Bleiben wir mal noch ein bisschen bei dem Grundsatzreferenten beziehungsweise Direktor des Gemeinschaftswerks der evangelischen Publizistik. Von wann bis wann waren Sie das?

Man muss es so sehen: Es gab eine Neugründung, die hieß "Konferenz für Kommunikation". Da war Hans-Joachim Beeg der Geschäftsführer. Die war in der Freiherr-vom-Stein-Straße in Frankfurt, im Sommer 1970 gegründet, und hatte vier Abteilungen. Eine davon für Hörfunk und Fernsehen. Das war im Wesentlichen die überregionale kirchliche Rundfunkarbeit für Fernsehen und Hörfunk. Dafür, wie gesagt, wurde ein Referent gesucht. Das habe ich etwas mehr als ein Jahr gemacht. Dann ist diese Konferenz in die Neugründung des Gemeinschaftswerkes überführt worden mit den Fachbereichen Hörfunk und Fernsehen, dem Fachbereich Film und dem Fachbereich audiovisuelle Medien. Das waren alte Fachbereiche der Konferenz, die wurden schlüsselfertig einfach in das neue System eingestellt. Ich hatte das Vergnügen, weil ich mit dem Geschäftsführer des evangelischen Pressedienstes – das war Robert Geisendörfer –, der dann auch der Geschäftsführer des Gemeinschaftswerkes wurde, schon ganz früh eine gute Beziehung hatte. - Ich hatte etliches für ihn nebenher gemacht, was noch nicht in meiner Jobbeschreibung gestanden hatte. Zum Beispiel einen Beitrag für den "Playboy" über die Jungfrauengeburt. Wir haben uns das Honorar dann geteilt. – Geisendörfer hat dann jemanden gesucht, der den Aufbau des Gemeinschaftswerkes, der beschlossen worden war in der Synode, inhaltlich strukturiert hat. Dafür hat er mich gewissermaßen aus seinem eigenen Laden abgeworben, wenn Sie verstehen, was ich meine. Wir haben dann beschlossen, dass wir ein Grundsatzreferat einrichten. Das war eine Art von Büroleitung. Es war eine Art von konzeptionellem Zentrum und es war neben anderem eben auch eine Ghostwriter-Station. Ich habe die meisten Reden, die Geisendörfer halten musste, vorformuliert. Im Wesentlichen hat er das auch übernommen. Das habe ich dann bis zu seinem Tod gemacht. Das war im Jahr 1976. Dann gab es ein halbes Jahr lang Vakanz. Da hatte diese Findungskommission, die sich dann aus Vorstand und ein paar anderen gebildet hat, gesucht. Es war ein Mitglied dieses Vorstandes zunächst favorisiert, aber der hat den Weg zum Militärbischof bevorzugt, ist es dann auch geworden. Es gab eine Person, die ich sehr gern gehabt hätte, einen Hauptabteilungsleiter aus dem Süddeutschen Rundfunk. Der hat dann aber abgesagt, er wollte nicht umziehen, ist ja auch schwierig. Es waren noch zwei oder drei, die es gerne wollten und es deshalb nicht wurden. Dann eines Tages kam dann Rudolf Weber, das war der eigentlich mächtige Mann damals, der Verwaltungschef der Württembergischen Landeskirche, den ich im Lauf der Jahre vorher auch gut kennengelernt habe. Ich war ein Mitglied seiner Kirche, ich war ein Pfarrer seiner Kirche. Er hat die ganzen Beurlaubungen bearbeitet, der kam und sagte: "Wir haben uns dazu durchgerungen. Machen sie das". Ich war zunächst sehr zurückhaltend, weil ich fand, ich war damals 36 Jahre alt, das war für kirchliche Verhältnisse juvenil. Wie gesagt, der Ratsvorsitzende hat dann gesagt: "Da brauchen Sie nichts dran machen, das ändert sich von selber". Da ist nicht in einem förmlichen Sinn gewählt worden, sondern da gab es einen Personalvorschlag und der wurde mit dem Rat abgestimmt. Der Rat hat diesen Vorschlag durchgewunken und dann war es eine Formalie und dann war ich das. Ich brauchte einen neuen Grundsatzreferenten. Da habe ich den Kollegen Heiner Michel aus München geholt. Er war bei der EIKON der Chefredakteur. Der kam nach Frankfurt und hat das dann, in der Zeit in der ich da war, auch gemacht. Das war eine interessante Zeit. Das Gemeinschaftswerk war noch im Aufbau. Wir haben die ersten großen, auch spektakulären Sachen gemacht. Wir haben zum Beispiel den "Stern" gewonnen, mit uns zusammen eine Werbekampagne für die Kirche zu machen. Es haben vier große Agenturen für uns gearbeitet für nichts, weil der Vorsitzende unseres Werbebereichs Peter Karlberg war, das war der Chef von McCann Erickson in Frankfurt. Ein sehr bescheidener, sehr zurückhaltender, aber enorm beschlagener Werbeexperte. Er hat die alle eingesammelt. Das war eine große Geschichte damals. Wir haben natürlich auch die Fachpublikationen, also medial bezogene Fachpublikationen "Kirche und Film", "Kirche und Fernsehen", sehr stark gefördert. Wir haben für den Deutschlandfunk neue Formate entwickelt, die dort auch sehr angekommen sind. Also es war eine sehr produktive Zeit, diese fünf Jahre, die ich dort gemacht habe. Ich hätte vielleicht auch zehn machen können. Ich hatte einen wunderbaren Chefredakteur bei "epd", Hans Wolfgang Heßler, der eigentlich hätte sagen können, warum nicht ich. Aber nachdem er, weil er kein Theologe war und darunter immer gelitten hat, wusste, das es in der Kirche schwierig ist, in eine Leitungsposition zu kommen, ohne Theologe zu sein - er hat absolut loyal mit mir gearbeitet. Wir haben die internationalen Kontakte sehr ausgebaut via WACC. Murri Selle war damals die deutsche Generalsekretärin.

Murri Selle.

Murri Selle, ja. Auch eine von den Frauen, die Geisendörfer entdeckt und gefördert hat. Wir haben große Konferenzen organisiert. Also das hat gut funktioniert, aber hat dann eine gewisse Ermüdung, ein Ennui-Erlebnis, erzeugt. Wie gesagt, man kann manche Angebote auch nicht ablehnen.

Aber es gab ja in dieser Zeit auch einige Probleme. Ich erinnere mich beispielsweise daran, dass "epd Kirche und Rundfunk" damals vorgeworfen wurde von einigen Politikern, dass sie nicht ausgewogen berichtet.

Also wir haben viele publizistische Auseinandersetzungen gehabt. Das gehörte auch dazu. Das lag aber daran, dass die Politiker in diesem Organ oft die Gegenposition zu den Aktivitäten ihrer politischen Landnahme in den öffentlich-rechtlichen Anstalten gesehen haben. Das haben sie natürlich nicht haben wollen. Das war schon, bevor ich Direktor war. Mein Vorgänger hat schon gewaltig auf den Putz gehauen, was die Freundeskreise anging, gegen seine eigenen kirchlichen Vertreter, gegen Erwin Wildnis zum Beispiel. Er saß im schwarzen Freundeskreis beim ZDF und der Chef vom Diakonischen Werk im roten. Da hat er gesagt, da gehört ihr nicht hin. Herrmann Kunzst, der Militärbischof, der der Dritte war, saß in keinem und sagte: "Wo bin ich denn hier, ist alles schon entschieden, was soll ich denn hier?". Gegen die Parteipolitisierung hat sich "epd" stark engagiert. Es warem noch die Jung- und Heißsporne Schmidt Ospach und Peter Christian Hall am Werk. Friedrich Wilhelm Hymmen hat das alles väterlich begleitet und auch seine eigene Position dazu eingebracht. epd hat in den Anstalten etwas bedeutet. So hatten wir auch viele Informationen, die andere vielleicht nicht hatten. Also das war eine...

Wir hatten auch mit der Kirche Probleme. Es gab damals das Fernsehspiel des Monats. Die Jury, ich weiß gar nicht mehr, wer das war, hatte die "Konsequenz", ein Fernsehspiel des WDR, von Petersen inszeniert, ausgewählt Das erste große Homosexuellenstück. Es war eine große Aufregung, dass dieses Stück zum Fernsehspiel des Monats gewählt wurde. Von den Kirchenleuten natürlich vor allem. Es gab aber einen Oberkirchenrat, der mich sehr unterstützt hat. Der ein hohes Ansehen hatte. Ich nenne jetzt keinen Na-

men. So sind wir über diese Klippe weggekommen. Davon gab es jede Menge. Das war keine konfliktarme, sondern eher eine Zeit mit fast zu vielen Konflikten. Trotzdem macht das natürlich eine andere Lust auf die Arbeit, als wenn Sie Routine bedienen. Das war eigentlich das, was wir auf keinen Fall damals wollten.

Ich hatte sehr gute Referenten. Gisela Brackert hat den Bereich Werbung betreut. Sie hat später beim Hessischen Rundfunk die Frauensendungen übernommen. Verena Metze-Mangold war für die Ausbildungsfragen Christliche Presseakademie zuständig. Hans Dieter Mattmüller hat Hörfunk und Fernsehen gemacht – auch ein sehr ausgewiesener Kollege. Also das Personal war außerordentlich kompetent Die haben auch alle sehr eigenständig arbeiten können. Ich habe ihnen da nicht sehr viel reingeredet. Das haben andere getan, wenn es um Konzeptionsfragen ging. Also dass wir eine Werbekampagne für die Kirche gemacht haben, das war für die meisten höheren Kirchenchargen nahezu unanständig. Man kann doch für die Kirche nicht werben, mit den Mitteln, mit denen man auch für Persil wirbt! Das geht doch nicht. Also solche Sachen, das war nicht einfach. Es gab aber eine ganze Menge von auch öffentlich sehr reputierlichen Persönlichkeiten, die uns unterstützt haben. Zum Beispiel Werner Holzer war einer, der damals bei der Ausbildung mitgemacht hat. Das hat für viele gereicht. Das war dann in Ordnung. Wir hatten wie gesagt Carlberg bei der Werbung. Die ganze deutsche Werbeindustrie wusste, wer Carlberg ist. Da die das wussten, waren die Kirchenleute davon zu überzeugen, dass das richtig war. Also das hat viel mit Personen zu tun gehabt. Heiner Michel war ein Grundsatzreferent, dem jeden Tag was Neues eingefallen ist. Nicht immer nur Sachen, die ich gut fand. Aber das hat einen sehr lebendigen Charakter gehabt - diese fünf Jahre. Das einzige, was ich mich heute frage, ist, ob ich nicht doch zehn Jahre zu jung war.

Sie waren in dieser Zeit auch Fernsehbeauftragter der EKD. Was kann man sich darunter vorstellen? Was haben Sie da gemacht?

Also zunächst mal organisieren, was an kirchlichen Sendungen überregional stattfindet. Das war das Fernsehen, ARD und ZDF, und der Deutschlandfunk. Und die Deutsche Welle. Das hieß, die Sprecher für die Andachten bestimmen. Die Honorare einziehen. Wir haben an die Sprecher ausgekehrt. Allerdings mit kleinen Abzügen, weil wir davon auch ein bisschen was für unsere eigene Kasse haben wollten. Es war der Kontakt mit den Anstaltsspitzen. Also im ZDF noch Holzamer. Stolte war einer unser wichtigsten Partner damals. In der ARD war es die Koordination kirchlicher Sendungen. Da war der Fernsehbeauftragte, der kirchliche Chef auf der Seite der Beauftragten. Werner Hess war das Gegenüber. Er hatte die Koordination als Intendant, später war Schwarzkopf derjenige. Eben jemand, den mit Kirche ein bisschen was verbunden hat. Das gehörte dazu und so etwas wie Medienpolitik natürlich. Der Rat hat mir einen weiten Spielraum eingeräumt. Ich erinnere mich: Ich war einmal zu einer Berichterstattung in den Rat gekommen. Ich hatte dann berichtet. Es ging zum Beispiel um die Frage, ob man bei Fernsehgottesdiensten mit Abendmahlveranstaltungen dieses Abendmahl senden könne und ob es dieselbe Wirkung entfalte, die man ihm real zuspricht. Da hatte ich einen Kollegen im Rat der EKD, bei dem ich das Examen in Kirchengeschichte gemacht hatte, der mich sehr unterstützt hat. Aber Herr von Weizsäcker zum Beispiel, der auch drin saß, hat gesagt: "Sagen Sie mal, man sagt, sie machen Politik für die SPD?". Dann habe ich gesagt: "Herr von Weizsäcker, das ist genauso falsch, wie wenn jemand sagen würde, sie machen Politik für die CDU". Das hat er geschluckt. Wir haben uns später sehr gut verstanden.

Aber weil sie fragen: Was macht so ein Fernsehbeauftragter? Der das heute macht, hat glaube ich, vier oder fünf Mitarbeiter. Das hatte ich nicht. Das ist bei uns so mitgelaufen. Das haben andere mit erledigt. Es war ein kirchenpolitischer und ein politischer Job. Den kann man natürlich so oder so ausfüllen. Ich habe das in der Tradition von Geisendörfer gehalten, der das ja auch war, das Amt ist ja mit rübergekommen. Es ist auch mitgekommen, als ich Verwaltungsratsvorsitzender der EIKON in München war. Das war an diese Position traditionell gebunden. Das hat man mitgemacht. Das habe ich zusammen mit Hans Abich dann im Wesentlichen erledigt. Der ja auch einer von den Partnern in den Sendern war und später in München, mit denen man Dinge gut besprechen konnte. Wenn er letztes Jahr noch dagewesen wäre, in dieser Funktion, dann hätten wir auch andere Reformationssendungen bekommen. Weil er einen Sinn dafür gehabt hätte, was Reformation bedeutet. Den Sinn haben heute nicht mehr sehr viele, die dort tätig sind. Aber das ist ein ganz anderes Kapitel.

Sie wurden dann 1981 Programmdirektor des SFB. Sie hatten es vorhin schon angeschnitten. Sie haben das für Hörfunk und Fernsehen gemacht. Das war ja zur damaligen Zeit, im Unterschied zu heute, noch nicht unmittelbar üblich.

Es gab nur zwei Sender, die das so hatten. Das waren der SFB und der Saarländische Rundfunk.

Dagmar Reim sagte, sie seien ein Pionier der Bimedialität.

Es wurde abgeschafft, nachdem ich ging. Weil der Nachfolger von Löwe einen eigenen Hörfunkdirektor etablieren wollte, weil er aus Köln jemanden mitbringen wollte. Das war der einzige Grund. Ich habe nicht viel Hörfunk gemacht in meinen fünf Jahren. Ich hatte einen Stellvertreter, den Kollegen Berthold, der das auch vorher schon in Proebsters Zeit zehn Jahre lang gemacht hat und sehr gut gemacht hat. Ich bin in die Sitzungen gegangen, aber ich habe eigentlich mehr an der Seite gesessen. Er hat das meiste geregelt. Ab und zu musste man eingreifen. Es war die Zeit der Hausbesetzungen in Berlin. Das war für manche Redakteure auch die Gelegenheit, mit Hausbesetzern in den besetzten Häusern zu übernachten. Das fand ich zum Beispiel nicht so gut. Das musste man ihnen klarmachen. Aber sonst habe ich in den Hörfunk in meiner täglichen Arbeit nicht viel investieren müssen – also wenn zum Beispiel neue Sprecher gesucht wurden. Der Sendeleiter hat dann irgendwann gesagt, wollen Sie nicht mal, wir haben hier zwei. Da bin ich dann auch dazu gekommen. Aber es ist dann später, ich glaube, von Frau Reim, wiedereingeführt worden – die Bimedialität. Heute ist es wohl wieder so, dass der Fernsehdirektor auch Hörfunk macht.

Fast alle Sender. Zum Teil sogar mit Multimedia.

Aber das war damals, wie gesagt, eher eine Erbschaft als eine Notwendigkeit. In der Praxis hat das keine so sehr große Rolle gespielt. Obwohl der Hörfunk in den Gremien zum Beispiel sehr wichtig war. Das war ja ein Stadtsender. Ein Wort von Lothar Hartmann: Gehe nie in einen Sender, wo die Gremienmitglieder mit der Straßenbahn zur Sitzung kommen können. Dagegen habe ich verstoßen. Der SFB war ein Gremiensender. Das Haus, die Direktoren, der Intendant waren auf unangenehme Weise von den Gremien abhängig. Das war eine Tradition. Die auch dadurch, dass Haus aus dem Vorsitz des Gremiums Intendant wurde, noch verstärkt wurde. Man konnte ohne die Gremien keinen "Tatort"-Kommissar neu besetzen. Es war ein Riesentheater, als ich Volker Brandt damals durch Heinz Drache ersetzt habe. Die Gremien wollten das selber machen. Ich habe ihnen dann klarmachen können, das ist eine Personalentscheidung, über die informiere ich sie. Aber das ist es dann auch. Ich habe das bei keinem anderen Sender so erlebt, die Abhängigkeit vom Gremium.

Aber hatte das nicht auch was Gutes? Denn vielfach ist ja nun danach furchtbar gescholten wurden, dass die Gremien nur hörig sind.

Also ich habe das beim Hessischen Rundfunk genau gegenteilig erlebt. Ohne dass Werner Hess nicht mit den Augen gewackelt hat, ist nichts passiert. Das fand ich auch nicht nur gut. Aber die funktionale Differenzierung zwischen Aufsicht und Exekutive ist beim SFB nicht in Ordnung gewesen. Sie ist beim Hessischen Rundfunk nicht in Ordnung gewesen. Sie hatte immer sehr damit zu tun gehabt, ob der Intendant eine Geburt des Gremiums war. Martin Neuffer zum Beispiel kam aus dem Verwaltungsrat in die Intendanz. Und hat von da mit seinen Gremien nur Arger gehabt. Er hat Merseburger damals etablieren wollen und hat ihn gegen den Widerstand im Verwaltungsrat eingesetzt. Das wurde gerichtlich dann später glattgezogen. Wieder eine andere Situation: In Köln hat zu Zeiten von Klaus von Bismarck der Rundfunkrat überhaupt nichts zu löten gehabt. Der war wirklich still gestellt. Der Verwaltungsrat war ein bisschen aufmüpfiger, weil da die großen Politiker drinsaßen, Johannes Rau und andere. Aber auch unter von Sell am Anfang, später hat sich das geändert, hatte das Gremium nichts zu sagen. In Bremen, Gerhard Schröder wird einbestellt von seinem Gremium, weil das Gremium lauter Klagen über ihn bekommen hatte und der Vorsitzende liest sie alle vor und sagt: "Herr Intendant, was haben Sie dazu zu sagen?". Schröder schaute ihn an und antwortete überhaupt nicht und dann wusste der irgendwann nicht mehr weiter und dann hat er gesagt: "Jetzt kommen wir zu Punkt zwei". Also sehr unterschiedlich.

Also Ignoranz sozusagen.

In Berlin war es eine hochpolitisierte Situation. Es war immer in jeder Beschwerde das Thema, kommt Berlin gut genug und angemessen genug vor. Und dann war der SFB, das muss man leider auch sagen, eine späte Geburt. Der RIAS war da. Und die Berliner haben den RIAS geliebt. Das war ihr Frontstadtsender. Es sind ja viele aus dem RIAS gekommen, die später anderswo tätig waren. Aber der SFB war im Osten sehr beliebt. Die "Berliner Abendschau" war in Ostberlin mehr gesehen als im Westen, was den Werbechef zu Tränen aufgebracht hat, weil er im Osten kein Geld verdienen konnte. Aber die Beliebtheit war im Westen eher nicht vorhanden. Man hat den SFB respektiert, aber man hat ihn nicht geliebt. Dazu haben die Gremien eine Menge beigetragen, weil er für sie eine Art Spielzeug für Personalpolitik war, für politische Bewertungen. Es gab einen Hauptabteilungsleiter Kultur, Georg Groß, ein in der Wolle gefärbter Konservativer,

der unter dem Namen Herbert Hausen kommentiert hat. Das waren wirklich die Kommentare der Frontstadt, die man nur mit Ohrenschützern hören konnte. Aber er war ein tadelloser Hauptabteilungsleiter. Er hatte fast nur linke Redakteure. Die haben es darauf angelegt, Konflikte mit den Rechten zu provozieren. Aber wenn es fachlich begründbar war, hat er das gedeckt. Das war eine Ausnahme. Andere haben immer mit den Gremien gekungelt. Und es gab immer die Situation, ein Redakteur hat mit einem Gremienmitglied gesprochen und ein Vorgesetzter. Dann kamen sie ins Gremium als Direktor. Da wussten die auf ihre Weise schon alles und haben sie in Verlegenheit bringen können, weil sie noch ein paar Sachen mehr durchgesteckt haben als Sie wussten. Der SFB war ein Sender der verdorben war durch seine Gremien. Das ist heute sicher anders.

Als ich den "Berliner Montag" aufgelöst habe, weil ich gesagt habe, Berlin ist nicht nur am Montag für Fernsehen gut, sondern die ganze Woche über, wäre ich unter die Guillotine gekommen, wenn es sie noch gegeben hätte, weil das gegen Berlin war, obwohl es für Berlin war. Aber das sind Problembereiche. Ich meine, wir hatten auf der mittleren Ebene Personal, was eigentlich komplett hätte ausgetauscht werden müssen. Der Spielchef hat offen gegen mich gearbeitet. Der Unterhaltungschef hat Drehbücher für das ZDF geschrieben, natürlich nicht belegbar. Aber da war kein Spielraum. Ich habe mal länger mit Jörn Klamroth geredet, der in Köln Unterhaltungschef war. Der hätte das prima gemacht, aber der war nicht zu bezahlen. Die Sender hatten ja auch unterschiedliche Gehaltsstrukturen.

Welche Leistungen in dieser Zeit als Programmdirektor würden Sie sich denn besonders zurechnen?

Also auf alle Fälle, dass wir "Heimat" mit Edgar Reitz durchgezogen haben. Wo, gegen allen Augenschein, der SFB der Hauptfinanzier war und nicht der WDR. Der WDR hat die Pressearbeit gemacht und erschien daher allen als der Hauptsender. Also "Heimat" war sehr wichtig. "Liebling Kreuzberg", ich kannte Jurek Becker. Er kam mit einer Serienidee. Wir haben das gemacht. Es ist einer der großen Renner geworden über lange Zeit hin. Also ich rede jetzt vom Fernsehen. Wir haben ein Unternehmen hinbekommen, einen kompletten Samstagabend zum Geburtstag von Johann Sebastian Bach, mit August Everding als spät gewonnenen Moderator, sieben Stunden lang. Das hat die ARD damals ertragen. Schwarzkopf hat mir da sehr geholfen, weil das völlig außer der Reihe am Samstagabend war. Das war eine großartige Sendung, die hatte sogar sieben Prozent im Schnitt, von 20:15 bis 3:30 Uhr am nächsten Morgen. Das war auch ein Programmhöhepunkt. Wir hatten die Sendung "Leute", mit dem Trio Gisela Marx, Wolfgang Menge und Elke Heidenreich, das sich allmählich zusammengefunden hat, etabliert. Was für die damals existierenden Talkshows, das war auch "3 nach 9" schon, stilbildend geworden ist. Auch diese Novität war gegen das Gremium sehr mühsam durchzusetzen. Das sind einige Hinweise. Ich will mal vom Hörfunk auch noch erwähnen, dass der Bereich Feature und Hörspiel damals zum Besten gehörte, was man in den öffentlich-rechtlichen Häusern produziert hat. Peter Leonhard Braun war ein Papst des Features und hat ja auch für den Prix Futura, hieß er damals, jetzt heißt er glaube ich Prix Europa, die Dinge aus ganz Europa dann eingesammelt. Ich denke auch an die "Tatorte", die wir mit Heinz Drache neu aufgesetzt haben, die damals die höchsten Quoten hatten. Auch das war eine schwierige Geburt, weil mein Spielchef völlig dagegen war. Der wollte alte Sachen machen. Wir haben mit dem jungen Michael Hanecke zusammen mit dem ORF Fernsehspiele gemacht.

Sie haben vorhin schon erwähnt, dass Lothar Löwe nun nicht gerade die Idealbesetzung für das Haus war als Intendant. Er hat überall reingeredet, ist mit dem Personal umgegangen, wie er wollte, sagen wir es zusammengefasst mal so, da gab es Riesenproteste im Hause. Ich glaube, darüber hinaus auch noch. Ich habe nichts gefunden, obwohl man sonst immer von Norbert Schneider zu allem etwas hört, dass sie dazu mal etwas gesagt haben.

Also in der Zeit, als der Konflikt kochte im Haus, da war ich faktisch schon "entlassen". Jeder wusste, was ich denke. Das war wirklich nicht geheim zu halten. Und dann halte ich auch was, egal, was einer mit mir macht, von Loyalität. Man muss auch was aushalten. Ich hatte insofern ein kleines zusätzliches Problem, als einer derer, die die Abwahl von Löwe mit Verbissenheit betrieben haben, mein Büroleiter war, Reiner Lingenthal. Den wollte ich weder unterstützen, weil ich das nicht angemessen fand, noch in den Regen stellen. Meine innerbetrieblichen Proteste habe ich da zum Ausdruck gebracht, wo sie hingehörten, nämlich in den Sitzungen der Gremien. Anschließend, nachdem Löwe weg war, hat sich bei mir eigentlich eher ein Gefühl des Mitleids eingestellt. Er tat mir leid. Er ist in eine Position geschoben wurden, wo man ihn einfach nicht hätte hinschieben dürfen. Diejenigen, die das getan haben, muss man eigentlich befragen, was sie sich dabei gedacht haben. Und ich weiß, was sie dabei gedacht haben: Sie wollten einen Intendanten, mit dem sie wirklich spielen konnten. Das konnten sie mit Löwe. Ich habe mich zu "Vorgängern" in meinen Berufsfeldern eigentlich nie geäußert. Ich habe mich auch nicht zu Nachfolgern geäußert. Ich habe nicht über meinen Nachfolger in Düsseldorf gesprochen. Da hätte es auch was zu sagen gegeben. Ich habe auch nicht über meinen Nachfolger in Frankfurt gesprochen. Vor allem auch nicht über die weiteren Nachfolger. Der erste war eigentlich noch in meinem Sinne tätig. Und die anderen? Ich würde es verbal hingekriegt haben. Ich hätte Formulierungen gefunden, die vertrackt genug gewesen wären, aber ich habe es nie gemacht.

Dann kommen wir mal zur Allianz-Film. Was haben Sie da Besonderes produziert?

Das ist natürlich im Lauf von, glaube ich, sieben Jahren, eine ganze Menge.

Heben Sie mal was hervor, was Ihnen besonders in Erinnerung ist.

Ich sage mal, ein Schwerpunkt hat sich in der Zusammenarbeit mit der DEFA ergeben. Da ist eines meiner Lieblingsprojekte, was ich mit Frank Bayer im Wesentlichen produziert habe, "Der Bruch", ein wunderbarer Kinofilm, der leider im Kino, wie so mancher gute Kinofilm, abgestürzt ist. Das hatte mit vielen Kleinigkeiten auch zu tun. Götz George, einer der Hauptdarsteller, hat sich der PR total verweigert. Otto Sander und Rolf Hoppe waren zwar fabelhafte Schauspieler, aber sie haben natürlich nicht den öffentlichen Effekt, den George gehabt hätte. Aber es ist ein wunderbarer Film. Kohlhaase hat das Buch damals geschrieben. Wir haben noch andere DEFA-Filme gemacht, die bemerkenswert waren. Es waren ja nie politische Filme, das konnte nicht sein. Aber es waren künstlerisch sehr ambitionierte Stoffe. Frank Bayer war ein wirklich großer

Regisseur. Die DEFA hatte auch Schauspieler, die glänzend spielten. Günther Fischer hat die Musik in der Regel gemacht. Wir haben jedes Jahr vier solche Produktionen, zwei mit der DEFA und zwei mit den Sowjets gemacht, die einen hohen Aufwand mit Reise und Beratung brauchten, weil eben die politische Situation im Grunde die beiden Systeme noch nicht künstlerisch so leicht zusammengehen ließ. Von den "normalen" Produktionen war ein wichtiges Produkt "Jenseits der Unschuld", ein Zweiteiler über die Vorgeschichte der nicht gebauten deutschen Atombombe. Das war übrigens auch Frank Bayer mit großer Besetzung – ein reiner Männerfilm, was sehr schwierig war. Weil es eben lauter Wissenschaftler waren von Heisenberg bis Weizsäcker, die dort agierten. Aber das ist ein Stück, was auch öffentlich, glaube ich, eine relativ gute Resonanz hatte. Das haben wir mit der BBC zusammen gemacht, weil ein Teil in England spielte, in Farm Hall in der Internierung. Wolfgang Menge war der Autor. "Der Kinoerzähler" war auch ein wunderbarer Kinofilm mit einer großen Besetzung, aber eben auch mit Armin Müller Stahl...

Sie müssen jetzt nicht die ganze Liste aufzählen.

Also das war ein Film, der uns sehr viel Spaß oder sehr viel Mühe gemacht hat. Mühe, was die Finanzierung angeht. Bei Kinofilmen immer ein großes Problem. Wir waren ja eine Mischfirma, wir haben Fernsehen und Kino gemacht. Jedem, der da neu anfängt, würde ich raten, das nicht so zu machen, weil die beiden unterschiedliche Takte haben, unterschiedliche Problemfelder. Aber so war es eben auf mich gekommen. Wir haben eine große Kinderserie damals gemacht. Den Titel weiß ich nicht mehr. Ich kann Ihnen ein paar aufschreiben. Ich habe an Einzelheiten Erinnerungen. Wir hatten ja ein Studio in Rudow im Südosten von Berlin, was eigentlich für Film- und Fernsehgesellschaften ungewöhnlich war. Wir haben da draußen viel produziert, auch Serien. Ich war gerade gekommen, da war "Ein Mann nach oben" fertig geworden mit Ursela Monn und Mathieu Carrière in den Hauptrollen.

Also wir haben eigentlich nicht für den Berliner Sender gearbeitet, nicht für den SFB. Die Firma hat vorher für die Werbung viel gemacht, also für Bodo von Dincklage, aber das habe ich nicht mehr hingekriegt. Da war eine Sperre nach der Devise: Wenn der mit denen was machen darf, das kann nicht in Ordnung sein. Also sind wir zum Akquirieren nach Köln gegangen. Wir sind nach München, nach Baden-Baden gegangen. Es war sehr mühsam und war eine der Überraschungen, die ich erlebt habe. Ich habe ja meine Kollegen alle gut gekannt, aber als ich den Standort gewechselt habe, waren die für mich gar nicht mehr erreichbar. Nur ein Einziger, Dieter Ertel, hat sich daran nicht gehalten. Die anderen haben gesagt: "Du weißt doch, wie das ist. Wenn wir das von oben machen, dann kommt es nicht gut an". Ich bin schon kaum noch am Telefon durchgekommen. Wenn ich die Sekretärinnen nicht alle gut gekannt hätte, hätte ich große Mühe schon gehabt, überhaupt an die Chefs heranzukommen. Es war eine große Enttäuschung, muss ich sagen, weil natürlich auch der, der mich engagiert hat, damit gerechnet hat, dass ich da wie das Messer durch die Butter gehe. Das war ein Missverständnis. Dazu ist es nicht gekommen. Ich habe dann noch einen Geschäftsführer dazu genommen, Wolfgang Tummler, der kümmerte sich vor allem auch um Planungen für Kinderprogramme. Er hat dann später, auch als die Allianz nicht mehr da war, mit der EIKON zusammen diesen Faden weitergesponnen.

Es war eine mühsame Zeit, vielleicht die mühsamste überhaupt, diese sieben Jahre. Wenn ich nicht die Sicherheit gehabt hätte, dass ich mit der DEFA und den Russen Verabredungen, die auch eingehalten wurden, gehabt hätte, dann hätte ich Mühe gehabt, das Volumen zu erreichen, was ich gebraucht habe. So war ich eigentlich an der Stelle nie unter Druck. Wir haben viele Sachen gemacht. Stoffe von Aitmatow mit den Russen zusammen verfilmt. Das ist von der stofflichen Seite her nicht zu überbieten. Aber das hat für die hiesige Fernsehsituation nicht so viel gebracht. Die haben das halt irgendwo abgenudelt. Wir haben mit den Russen auch sehr teure Filme gemacht. Die Sowjets, das muss ich sagen, die hatten nicht die Art der Budgetierung, wie wir sie haben, sondern sie haben gesagt, der Film ist fertig, wenn er fertig ist und der kriegt, was er braucht. So kann man natürlich Filme machen und die wurden unglaublich sorgfältig gemacht. Deshalb hat das auch viel Spaß gemacht, weil mit denen zu produzieren war wirklich so: Wir haben Material hingeschafft. Wir haben Produktionsleiter dort platziert, auch mit der DEFA. Wir haben ja auch die ganzen Personen nach der Wende zum Teil unterstützt, kann man sagen. Auch einen wie den letzten DDR-Filmminister, Horst Pehnertl, der für uns lektoriert hat. Günther Fischer musste nach Irland auswandern, nachdem Manfred Krug ihn als I.M. öffentlich attackiert hat. Derselbe Krug, mit dem er vier oder fünf Jahre singend durch die DDR gezogen ist. Das muss man sich schon mal vorstellen. Rudolf Jürschik, der Chefdramaturg der DEFA, ist jetzt bei der Nova-Film hier in Berlin. Nachdem er fünf Fortbildungen gemacht hat, die alle nichts waren. Also die Personen waren mir auch sehr wichtig. Das waren große Könner ihres Faches, die auch nicht das Problem des Geldes hatten. Die konnten produzieren. Bernhard Wicki hat ja mit ihnen auch gearbeitet. Hat sie aber fast umgebracht, weil er sich, ich glaube es waren 140 Drehtage, für "Sansibar" genommen hat.

Also das war eine Zeit des mühevollen Akquirierens, wenn sie nicht eine Art von Grundbeziehung zu zwei oder drei Redakteuren haben. Nicht zu den Chefs. Das Anschaffen war Knochenarbeit. Ich bewundere alle Kollegen, die das einigermaßen hinkriegen. Der Kuchen ist ja nicht größer geworden. Wir haben dann gedacht, die Privaten helfen uns. Die WAZ hatte zehn Prozent Anteil bei RTL. Aber RTL hat gesagt, was ihr macht, das interessiert uns gar nicht. Unsere Sachen sind nicht mal in der "WAZ" besprochen wurden. So konzernkonform ist die Sache gelaufen.

Alles klar. Ich habe zu meinem Erstaunen in einem Buch neulich ein Foto gefunden aus Ihrem Privatarchiv, auf dem Sie mit Hans-Joachim Seidowsky zu sehen sind.

Das ist sicher möglich.

Wie kam das? Sie hatten also auch Beziehungen. Ich weiß ja nicht, was er in der Zeit gemacht hat.

Das hatte zwei Gründe. Erstens, ich kannte Seidowsky aus der Zeit, als ich beim SFB war und wir Programmessen in der DDR hatten, in Weimar, in Dresden. Ja, ich glaube, das waren die beiden. Das hat ja von der Ostseite Seidowsky organisiert. Er hatte sehr gute Kontakte zu einer Mitarbeiterin der ARD-Programmdirektion. Er wusste auch immer schon, was in den Protokollen der Fernsehprogrammkonferenz stand, bevor ich sie bekommen hatte. Seidowsky war ein, wie soll man sagen, ein Anlaufpunkt für die alte

Allianz. Die alte Allianz war die Allianz von Mohr von Chamier und von Heinz Willeg. Die hatten ihre Ostkontakte über Seidowsky aufgebaut – Chamier vor allem. Als Seidowsky einen Enkel bekam, hat einer unserer Fahrer auf Bitten von Chamier jeden Tag Bananen in den Osten gefahren und Teddybären und all solche Sachen. Seidowsky war mit Chamier sehr eng. Die kannten sich gut und die hatten auch Beziehungen, die nicht ganz durchsichtig waren. Seidowsky erschien immer auf den Messen in Cannes, dann hatte gerade wieder einmal die Airline seinen Koffer irgendwo verbaselt und er musste neu eingekleidet werden. Seidowsky hatte alles, was den Westen betraf, mitgenommen und Chamier hat ihm die Lampe gehalten.

Die haben ja auch ein Geschäft betrieben, was auch höchst undurchsichtig ist. Chamier hatte viele Firmen, die zum Teil aktiv waren, zum Teil nicht. Und zu denen, die aktiv waren, gehörte die Tarimex. Das war eine Firma, die er mit einem Schweizer Bankier zusammen hatte. Und ich glaube, dass daran Seidowsky auch beteiligt war. Denn die Tarimex hat DDR-Fernsehmaterial gedealt. Also Rechte gekauft und verkauft und den Gewinn dabei eingestrichen und der muss beträchtlich gewesen sein - ist, glaube ich, heute noch beträchtlich. Ich meine, es gäbe die Firma noch. Chamier ist ja fast neunzig Jahre alt, lebt in Zug in der Schweiz, hat hier in der Pücklerstraße noch ein Haus, aber ist im Wesentlichen in der Schweiz. Er macht diese Geschäfte mit dem Bankier von Muralt, glaube ich, immer noch. Also da gibt es Filmstöcke oder Programmstöcke, die immer noch ausgewertet werden. In meiner Zeit war es so gewesen: Die WAZ hatte mit der Allianz zusammen, das war erst kurz bevor ich dahin kam, auch einen Rechtekauf für DDR-Fernsehmaterial vorgenommen. Die näheren Umstände kann Ihnen Günter Struve erklären. Er hat den Deal damals eingefädelt.

Diese Programmstöcke, die damals zwischen der WAZ über die Allianz eingekauft worden sind, waren im Eigentum der Allianz und sind dann wieder rechtlich ausgelagert worden direkt zur WAZ. Günter Müggenburg war derjenige, der aus diesen Programmmaterialien – Spielfilme, Dokumentationen und was das war –, alle drei Monate hundert Stunden auswählen musste. Zu diesem Zweck ist er nach Berlin gekommen. Er hat erst hier gewohnt, dann im Osten und hat dann geguckt. Was er geguckt hat, hat er an die WAZ transferiert. Die hat es an RTL weitergegeben. RTL, Thoma, hat gesagt: "Das sende ich net. Warum sollte ich das senden, da haben wir keine Zuschauer". Dann ist, glaube ich, davon vieles an die Tarimex weiter verdealt wurden. Aber die Details kann ich ihnen nicht bieten. Ich habe nur das Gefühl immer gehabt, dass dieser Ost-West-Handel über die Schweiz gelaufen ist, weil er mit West direkt nicht gegangen wäre. In meiner Allianz hat das keine Rolle gespielt. Also in meiner Zeit sowieso nicht. Aber auch in meiner Firma nicht.

Sie wechselten dann zur Privatrundfunkaufsicht – über Motive und so weiter hatten wir vorhin schon geredet – und wurden zunächst Direktor der Landesmedienanstalt in Nordrhein-Westfalen und dann auch noch Chef der DLM.

Ja, das war ein Ehrennebenamt.

Wie haben Sie dort gewirkt? Denn es war ja nun etwas völlig anderes. Denn es heißt, Ihr Motto war: "Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser". Herr Clement hat gesagt: "Sie sind ein Oberaufseher mit sanftem Florett". Wie sehen sie das selbst?

Also ich habe 1993 dort angefangen, das war ungefähr sechs, sieben, acht Jahre, nachdem der Privatfunk eingeführt, erlaubt worden war. Ich habe einen Prozess vorgefunden, den das Haus gegen Sat.1 geführt hat. Klaus Schütz in seinen letzten Arbeitstagen hatte Klage eingereicht gegen die Eigentümerzusammensetzung von Sat.1. Das war beim Verwaltungsgericht anhängig. Ich habe im ersten halben Jahr gelernt, dass dieser Prozess nie zu Ende geführt wird, weil er gar nicht zu Ende geführt werden muss. Weil die Verhältnisse sich dort inzwischen so geändert haben, dass man jedenfalls gesetzlich gesehen kein Haar mehr in der Suppe finden konnte. Es war zu diesem Zeitpunkt im Grunde die Lizenzfrage fast gelöst. Die Lizenzierten, das waren die Großen, hatten Lizenzen, mit denen die Aufsicht gut zurechtkommen konnte. Die Kleinen, also die zweite Generation RTL II, ProSieben, Kabel eins, was da noch hinterherkam, die waren höchstens im Blick auf ihre Eigentümer zu untersuchen. Das heißt, die eigentliche Aufgabe, zu der die Anstalten gegründet wurden, war im Wesentlichen erledigt. Das hat mir die Erkenntnis vermittelt, dass ich auf dem Feld der Lizenzüberwachung keinen Blumentopf gewinnen kann, weil es gar keinen mehr gab. Das Feld war planiert und abgeräumt.

Ich habe mich dann auf eine Regulierungsschärfe - Schärfe ist schon das falsche Wort - auf eine Regulierungsebene zurückgezogen, auf der ich sagen konnte: "Ich möchte eigentlich nicht, dass wir über Werbesekunden und Überschreitungen dieser Art reden". Ich habe in den ersten acht Jahren eine einzige Programmbeschwerde gegen ein Werk von Alexander Kluge festgestellt, das dann einen Grimme-Preis bekommen hat. Das heißt, die inhaltliche Debatte, das war mir schnell klar, wird schwer zu führen sein, weil die Gesetze den privaten Veranstaltern sehr viel einräumen. Sie dürfen sehr viel machen. Und ich mache mich nicht zum Hampelmann irgendwelcher Kontrolletties, die sich da einen schlanken Fuß ausrechnen, wenn sie gegen irgendeine Obszönität in einem Boulevardprogramm die Lanze einlegen. Also diese Art von Regulierung war für mich eigentlich erledigt und überständig. Das heißt, weder für die rechtliche noch für die programmliche Seite - ich lasse mal Jugendschutz und Werbung daneben stehen -, ist und war noch viel zu tun. Für die beiden großen Bereiche gab es eigentlich keinen Anhaltspunkt, dass man diese Anstalten richtig gebraucht hätte, aber es gab andere Bereiche. Es gab vor allem den Bereich der Medienkompetenz. Damals noch ein frisches Wort. Ich habe mich auf diesen Bereich sehr geworfen und habe die ersten großen Untersuchungen dazu in Auftrag gegeben: Fernsehen im Kindergarten, Fernsehen mit und gegen Kinder. Ich habe die Ergebnisse auch in Projekte umsetzen können. Das ist eines meiner Hauptgebiete geworden. Programmuntersuchungen hat es eigentlich nur noch auf einem Feld gegeben. Also als ich kam, war gerade eine Gewaltuntersuchung fertig gemacht wurden von unserem Haus damals, die dieses Leichenzählen als Grundprinzip hatte. Es wusste im Grunde jeder, auch der Kollege Groebel, der das zu vertreten hatte, dass man auf diesem Weg nicht mehr weiterkommt. Das zu untersuchen und nochmal zu untersuchen und nochmal zu zählen war vorbei. Wir haben nur noch einmal eine große Untersuchung gemacht, das war über Talkshows. Als die große Talkshowwelle über die Privaten und anschließend auch Öffentlich-Rechtlichen schwappte. Aber die Privaten hatten eben ihre besonderen Talkshows - von Meiser und Arabella rauf und runter. Das haben wir noch einmal genauer untersucht. Aber das ist eigentlich die einzige programmrelevante Untersuchung gewesen, die in meiner Zeit stattgefunden hat. Die letzte, die noch hätte stattfinden müssen, nämlich die Prüfung der Informationsgehalte von Sat.1, ProSieben und damals N24 ist nicht mehr zustande gekommen. Da waren

die Kollegen nicht mehr mit dabei. Da waren die Interessen zu weit auseinander. Es ist ja dann in diese Zeit auch die Kirch-Pleite gefallen. Das hat auch für den Regulierer das große Problem gebracht. Wenn er das, was Haim Saban gekauft und gemacht hätte, richtig durchreguliert hätte, wären unendlich viele Leute auf der Straße gesessen. Das hat der Münchner Kollege natürlich nicht gewollt und dafür auch immer Unterstützung gehabt.

Also ich musste mich in diesem Bereich auf Dinge hinbewegen, konzentrieren, die den medienpolitischen Teil stärker betroffen haben. Also die Frage, die dann in der zweiten Hälfte meines Düsseldorfer Engagements aufkam: Wie geht man mit den neuen Offerten des Netzes um? Das hat bei mir sehr früh eine Rolle gespielt. Ich habe lange für den Satz gekämpft: "Es gibt kein unterschiedliches Recht für das Analoge und das Digitale, sondern digitales Unrecht ist dasselbe Unrecht wie analoges Unrecht". Dafür habe ich lange gekämpft und sie haben alle gesagt: "Lass die Finger davon, das ist nicht dein Gebiet". Aber ich konnte eigentlich keinen Grund erkennen, warum das mit neuen Plattformen und alten Inhalten anders sein soll. Inzwischen wird dieser Zug ja angeheizt und fängt an zu fahren. Mein Nachnachfolger, Tobias Schmid, hat da auch Interessen angemeldet. Aber das war etwas, wo ich eigentlich immer ziemlich alleine war.

Die Kollegen haben Lokalfunk betrieben. Hat mich nie so sehr interessiert, muss ich sagen, weil ich das Nordrhein-Westfälische Lokalfunkmodell für Missverständnis gehalten habe, weil zum Beispiel Bürgerfunk der öffentlichrechtliche Rundfunk hät-te machen müssen, der WDR, der das nicht gemacht hat, wozu er gegründet wurde, nämlich Lokalfunk. Das echt Lokale waren Minuten pro Tag, die man wirklich mit dem bloßen Auge kaum erkennen konnte. Der NRW-Lokalfunk war überwiegend ein Un-terhaltungs- und Musikprogramm. Auseinander geschaltet in 46 Stationen. Aber der Lokalfunk hat in der LfM eine Riesenrolle gespielt, weil er eine Parteiengeburt war. Jür-gen Büssow hat zusammen mit Erich Schumann die Veranstaltergemeinschaft erfunden und die Betriebsgemeinschaft. Betrieb war Geld. Geld waren die Verleger, Veranstal-tung war Gesellschaft. Gesellschaft hatte nichts zu sagen. Das war eigentlich die Kons-truktion dabei. Das hat in manchen Gebieten finanziell gut funktioniert. In manchen gar nicht, weil da einfach zu wenig Hörer waren und zu wenig Werbung dadurch. Lokalfunk hat mich nie elementar interessiert. Bürgerfunk hat mich nicht interessiert. Das waren Sachen, die waren eingeführt und haben viel Geld verschlungen und haben eigentlich Dinge hervorgebracht, die ein normaler Sender hätte machen müssen. Der WDR hätte Bürgerfunk machen müssen. Er hatte auch die Frequenzen dazu. Wir haben ja nie viele Frequenzen gehabt. Ich hatte im Übrigen da auch Entlastung, weil der langjährige Vater des Lokalfunks, Wolfgang Hahn-Cremer, eigentlich bis zu seinem Tod dieses Gebiet voll abgedeckt hat. Er kannte jeden Veranstalter, jeden Redakteur. Er war eigentlich der Vater dieses Unternehmens. Das hat mich dann auch entlastet.

Ein Schwerpunkt war und blieb Medienpolitik. Das hat auch zusammen mit der Ber-telsmann-Stiftung damals eine hohe Bedeutung gehabt. Es gab die Mahrenholtz-Kommission. Es gab etliche Großveranstaltungen in Gütersloh. Peter Glotz hat das im Wesentlichen inhaltlich bestimmt, aber wir waren auch dabei. Clement hat die Medien-kompetenz geschätzt, weil sie seine Medienwirtschaftsseite ergänzt hat. So dass man nicht nur "Geld, Geld, Geld" gesagt hat, sondern auch, was nützt es dem Nutzer. Also

damit bin ich ganz gut gefahren. Und wir haben dann natürlich auch versucht, oder ich habe versucht, die Erfahrungen, die ich in Frankfurt mit dem internationalen Bereich gemacht habe, zu stabilisieren. Wir haben Kontakte mit Privatsystemen etwa in Korea aufgebaut, die sehr intensiv waren. Ich war selber drei oder vier Mal da. Wir haben mit den Amerikanern sehr viel geredet und uns ihre Erfahrungen im Public-/ Private-Bereich angesehen, auch die Regulierung durch die FCC. Wir waren alle Jahre einmal in Las Vegas, drei oder vier von uns, und haben dort an den großen Veranstaltungen teilgenommen.

Das war dann, wenn Sie so wollen, ein Gemischtwarensystem, wo verschiedene Schwerpunkte eine Rolle gespielt haben – mal mehr, mal weniger. Das hatte auch zu tun mit der Agenda der anderen Häuser, die eben sehr viel stärker regionalorientiert waren. Alles, was auf Gemeinschaftsverhalten hinging, stand unter großen Vorbehalten. Das habe ich auch als DLM-Vorsitzender erlebt und auch bekämpft. Zum Teil sogar erfolgreich bekämpft. Wir haben doch eine Reihe von Gemeinschaftsgremien etabliert und auch der Gesetzgeber hat da nachgezogen. Zehn Jahre vorher wäre das gar nicht möglich gewesen. Also da hat sich viel entwickelt. Ich treffe gelegentlich meinen alten Kollegen Hege hier in Berlin. Wir besprechen das auch immer wieder, was eigentlich die Landesmedienanstalten heute zu tun hätten. Es ist ein großer Teil der Kompetenzen nach Europa abgewandert. Die lokale Situation ist im Grunde überall einigermaßen befriedet und im Griff. Eine deutsche, also eine nationale Plattform für Regulierung, könnte nur noch darin einen Sinn machen, dass sie wirklich eine Zusammenlegung aller Häuser wäre. Also eine Art ZDF von der Konstruktion her - eine Länderanstalt. Eine Anstalt der Länder, die aber nur eine Anstalt ist mit einem Gremium, einem Direktor und ein paar Abteilungen. Aber so wie das im Moment ist, ist es ja von der Politik auch gewollt: eine Finanzierung von politischen Aktivitäten, die die Politik selber nicht finanzieren dürfte. Eine Institution, in die man gelegentlich Politiker auch entsorgen kann. Aber eine richtige Raison d'Être vermag ich nur schwer zu erkennen. Es sei denn, es gelingt, das Thema Netzregulierung wirklich zu einem auch allseits anerkannten Schwerpunkt zu machen. Das müsste der Gesetzgeber jetzt mal irgendwann in die Hand nehmen, ob er das tut, die Bund-Länder-Kommission, das weiß ich nicht. Da bin ich nicht nah genug dran.

Sie sind dafür eingetreten, eine Institution zu gründen, die systemübergreifend sich mit Programm beschäftigt. Also wie man es auch nennen will – Medienstiftung oder Medienrat oder sowas.

Das ist eine Idee von mir gewesen, die ziemlich alt ist. Die eigentlich aus der Mahrenholz-Kommission heraus und ihrer Arbeit entstanden ist. Dass es so etwas wie ein Programmmonitoring geben müsste für das gesamte Fernsehsystem – also für alle Veranstalter. Für das Kriterien zu bilden wären und für das auch eine formale Struktur zu finden wäre, weil man ja, wenn man flächendeckend Programm beobachtet und verarbeitet, was man beobachtet, eine Einrichtung braucht, die heute digital und eben auch personell ordentlich ausgestattet ist. Die nicht viel im Vergleich zu anderen Sachen gekostet hätte. Da hätte man aus dem Topf der zwei Prozent nur eine Kleinigkeit raus nehmen müssen. Dann wäre das gegessen gewesen. Man hätte das mit anderen Instituten zusammenlegen können – mit Grimme oder Bredow. Also da habe ich zweierlei erlebt mit diesem Vorschlag. Erstens, ich habe erlebt, dass die meisten Kollegen,

die sich eigentlich dafür interessieren müssten, sich deshalb nicht dafür interessieren, weil sie sich für Programm nicht interessieren. Das Programm, finden sie, ist nicht so wichtig, sondern die Strukturen, die Beziehungen, die öffentliche Wahrnehmung, also wie komme ich vor. Das ist wichtig. Aber das Programm ist eigentlich nicht so wichtig. Die kennen auch kein Programm. Glauben Sie, dass außer mir jemand mal RTL gesehen hat? Obwohl die in Niedersachsen das regulieren. Das war der eine Punkt und der andere Punkt war: Es ist im deutschen kulturellen Betrachten der Dinge ein Sakrileg, wenn man die Kulturhoheit der Länder durch irgendeine, jetzt sage ich mal, eine zentrale Einrichtung zu unterlaufen versucht. Für Kultur sind die Länder zuständig. Selbst die Kulturbeauftragte des Bundes, jetzt Frau Grütters, ist keine Ministerin, sondern eben eine Staatsministerin. Aber das ist zweitchargiert. Zentral und Programm – No-Go. Das wollen die Kollegen nicht. Sie wollen über Programm nicht reden. Da müssten sie es angucken. Da müssten sie Kriterien haben, was ist ein Programm, was man für angemessen halten kann, was ist ein Programm, wo man sagen muss, das nicht wieder und warum nicht wieder. Wie viel Geld braucht man, um Programm zu machen? Das wissen sie ja alle nicht, die das beaufsichtigen. Deshalb ist an der Stelle am Ende auch nichts daraus geworden. Ich habe mich sehr dafür verkämpft. Ich habe auch beim einen oder anderen Journalisten Unterstützung bekommen, der das dann auch aufgegriffen hat. Aber es war nie an den Punkt gekommen, wo es wirklich Ernst geworden wäre. Wenn man sich auf diese Weise selber abschafft, dann ist man natürlich am Ende, ja, muss man warten bis der Vertrag zu Ende ist und dann ist es zu Ende.

Sie hatten eingangs schon gesagt, dass Sie sich sehr für Sprache interessieren, nun sind sie ja Autor zahlreichster – ich weiß nicht, haben Sie sie gezählt?

Nein.

...Artikel, Broschüren, sowohl in Tageszeitungen als auch Zeitschriften und Diensten zu eigentlich allen medienpolitischen Fragen. Alle Texte sind nicht nur sehr ideenreich, sondern auch super formuliert. Sie sind sozusagen ein Wortkünstler und wenn Ihnen das mal nicht gelingt, dann sagt die Frau Keilacker, als sie Ihre Broschüre rezensiert: "Das ist kein Schneider".

Das ist sicher richtig. Das hat mit einem einzigen, nicht mit einem einzigen, aber mit einem wesentlichen Grund zu tun. Das Abfassen von Texten, ob sie nun gesprochen oder geschrieben erscheinen, ist Arbeit. Es ist nicht so, wie viele denken, dass ich zu einem Geburtstag gehen kann von irgendjemanden und vorher hat jemand gesagt: "Es wäre schön. Der Jubilar würde sich freuen, wenn Sie ein paar Sätze sagen würden". Dann gehen sie dahin und dann machen sie den Mund auf. Das wird nichts. Also es gibt nur drei oder vier Talente, die sich dieses Fehlverhalten erlauben können, weil dann tatsächlich etwas herauskommt. Aber die sind wirklich sehr selten. Es ist Arbeit. Es ist viel Arbeit. An der Sprache zu arbeiten ist zeitintensiv. Es macht auch Spaß, aber es ist mit Zeit verbunden.

Ich habe Geburtstagsreden, um ein Beispiel herauszugreifen, gehalten, an denen ich ein halbes Jahr und länger gearbeitet habe. Nicht jeden Tag und nicht zu jeder Stunde. Aber deshalb habe ich auch keine kurzfristigen Angebote wahrgenommen, sondern da

musste ich Zeit haben. Es kostet viel Zeit. Ich bin auch immer wieder gefragt worden: Wie machen Sie das nur? Ich sagte: "Sie müssen sich hinsetzen und dann wird Ihnen schon was einfallen. Aber das müssen sie dann auch noch formulieren". Also diesen Prozess, ich habe Zeit gehabt, ich habe mir die Zeit nehmen können. Ich habe als LfM-Direktor das Wesentliche gewissermaßen halbtags erledigen können. Also das, was sein musste, und die andere Zeit habe ich mir für die Kür genommen. Reden, also Geburtstagsreden vielleicht am wenigsten, aber Reden sind kein Luxus, kein Obendrauf, sondern in Reden steckt das, was Sie wollen. Zum Beispiel war ich bei den Medienforen in Köln einer der Anfangsredner. Da habe ich im Januar angefangen, mir zu überlegen, was ich sage und wie ich es sage, weil es ja auch vermittelt werden muss. Die öffentliche Rede muss ein paar Bedingungen erfüllen. Das kann man bei Bundestagsreden sehr schön lernen, wer die nicht erfüllt. Fast alle, die können alle nicht reden. Die haben das nicht gelernt. Ich habe das vielleicht gelernt, weil ich zwei Jahre lang jeden Sonntag gepredigt habe. Wenn Sie einem Publikum, das sie nicht ganz genau kennen, etwas erklären müssen und zwar so, dass es nicht nach Minute drei laut schnarchend abgeht, da müssen Sie sich was einfallen lassen.

Diese öffentliche Rede ist in Deutschland insgesamt sehr schwach entwickelt. Die Angelsachsen sind da viel besser. Wenn ich in den Bundestag gehen würde, würde ich vielleicht vier oder fünf Redner finden, bei denen es mich interessieren würde, zuzuhören. Dann gibt es noch die freie Rede, das ist nochmal was anderes. Aber die vorbereitete Rede ist so, als würden sie ein Bild malen. Das ist ja auch ein Produkt. Oder als würden sie ein bestimmtes Gericht kochen. Da gibt es Zutaten. Da gibt es zeitliche Ausdehnungen. Da gibt es das Problem, das muss schmecken – das Gericht. Und das Bild muss ansehnlich sein. Das müssen sie alles zusammenbinden. Das ist eine Frage auch von Übung, von Routine. Also ich kann zum Beispiel ganz schwer einen Text in drei Minuten hinschreiben. Das fällt mir sehr schwer. Ich muss mindestens einmal darüber schlafen. Dann gefällt mir ein Halbsatz nicht besonders, weil er nicht ganz präzise ist. Dann muss ich mir überlegen und dann gucke ich, kann ich es ein bisschen plastischer machen. Das sind lauter Dinge, die einem beim Herstellen von Texten kommen. Ab und zu ist einer drunter, wo ich hinterher auch sagen würde: "War nichts".

Sie waren und sind zum Teil noch in zahlreichen Gremien verankert.

Ich bin nur noch in ganz wenigen. Diese Berufe bringen es mit sich, dass sie irgendwo eingemeindet werden. Das habe ich überwiegend, nachdem ich in den Ruhestand getreten bin, zurückgelassen und auch Nachfolger ausgeguckt, die diese Funktionen übernommen haben. Ich habe eine neue übernommen, weil mein Freund Hans Janke sich da nicht mehr hin traute, nachdem er eigentlich nach Berlin ziehen wollte und nicht kam. Das war bei den Freunden der Kinemathek, das habe ich zwei Jahre lang im Sinne einer Ersatzlösung gemacht. Dann aber abgegeben, weil das nicht mein Ding war. Da wollte ich eigentlich nur aushelfen. Ich bin jetzt eigentlich nur noch in einem Beirat der Deutschen Mediathek. Und ich bin, das ist auch sehr komisch, bei einem Privatradio in einem Kuratorium. Da ist der Vorsitzende Dieter Stolte – beim Privatradio. Der zweite Vorsitzende ist Klaus Bresser, der Dritte ist der alte Pressesprecher von Stolpe und der Vierte ist der alte Senatssprecher von Diepgen. Ich bin der Fünfte und noch eine Kollegin von Deutschlandradio. Das sind alles öffentlich-rechtlich eingeführte Personen. Das ist B2 hier – ein Schlagersender.

Ich bin jetzt seit bestimmt drei Jahren darin. Das ist das einzige, was ich noch bediene. Sonst eigentlich nichts. Ich habe auch keine Angebote bekommen, die mich interessiert hätten. Es ist auch so, irgendwann macht das Sitzen in Gremien mir Mühe. Ich weiß genau, zwei oder drei, für die ist es wichtig. Ich saß da nur noch, weil es eben sechs sein müssen. Das muss ich nicht mehr haben. Ich habe auch meine anderen Dinge. Ach Gott, ich bin jedes Jahr zu den Filmfestspielen zu den Eröffnungen. Dann hatte jemand mal gefragt: "Wie kommen Sie denn an die Karten ran?". Ich sagte: "Das ist im Job inbegriffen". Ich habe ja lange Filmstiftung gemacht. Das war übrigens auch eine meiner Nebentätigkeiten. Ich war elf Jahre Vorsitzender des Vergabeausschusses. Da habe ich jeden Monat bestimmt eine Woche nur mit der Lektüre der 110 Tagesordnungspunkte verbracht. Also das konnte nebenher laufen. Wir waren auch Gesellschafter bei der Filmstiftung. Ich gehe noch zum VPRT, weil die immer in Berlin tagen. Das ist immer im September, da machen sie ein Jahresfest. Da kriege ich noch eine Einladung. Ich kriege zu jeder Premiere noch eine, aber ich gehe zu keiner Premiere mehr. Das ist nicht mehr sinnvoll. Ich bin raus aus der Sache. Und ich halte das auch sehr strikt eigentlich. Ich habe andere Interessen jetzt. Für das, wofür ich meine Zeit aufwende. Meine Frau und ich reisen jetzt endlich. Sie ist auch emeritiert. Wir müssen keine Semesterferien mehr beachten. Jetzt können wir reisen, wann wir wollen und das tun wir auch. Und da ich nicht im Hartz-IV-Bereich angesiedelt bin, kann ich mir das auch leisten. Das ist viel schöner als in Gremien zu sitzen. Das sage ich Ihnen. Ich bin auch aus manchen Gremien herausgewählt worden. Zum Beispiel war ich jahrelang im Gemeinschaftswerk in Frankfurt im Aufsichtsrat. Aber nachdem ich die letzten drei oder vier Jahre fast immer nur widersprochen habe, hat der Vorsitzende angerufen. Ich fragte: "Warum rufen Sie mich an? Wollen sie meinen Job?". Er sagte: "Ihren nicht, also ich will ihn nicht, aber wir brauchen Ihre Stelle." "Ach", sage ich, "das ist ja nett, dass Sie das so sagen. Die können Sie gerne haben". Da bin ich mal selber aus was ausgetreten, ist auch schön.

Sie haben sich auch für die Ausbildung engagiert in verschiedensten Funktionen. Nun sind sie ja auch Professor. Haben Sie auch mal selbst gelehrt?

Also nicht am Stück. Ich habe, was weiß ich, vielleicht dreißig oder vierzig Vorlesungen an nicht ganz so vielen Universitäten gehalten.

Das ist schon eine ganze Menge.

Davon auch einige in Übersee. Aber ich war zum Beispiel in Erlangen, glaube ich, vier Mal. Ich kenne Erlangen nur von Kurzbesuchen bei Vorträgen in der Universität. Also ich habe einzelne Vorträge, muss man es nennen, gehalten. Vorlesung ist ein anderer Begriff. Aber ich bin ja auch kein richtiger Professor. Das heißt, ich bin schon ein richtiger Professor. Ich bin kein Gelernter, sondern ein Ernannter. Und von einer Landesregierung ernannt, die immerhin Scholl-Latour und Elisabeth Flickenschild auch ernannt hat. Vor mir lange niemanden. Ich weiß nicht, was nachher war, aber das ist eher so eine... Ich weiß gar nicht, wie es dazu kam. Ich glaube, da hat Hahn-Cremer damals mir Gutes tun wollen, aber es ist in Ordnung. Aber ich habe auch immer Schwierigkeiten, wenn ich zu irgendeinem Arzt komme und sie sagen: "Sie sind Professor". – Das liegt an diesen Visitenkarten, weil da steht das ja drauf. Die hat mein Büro in Düsseldorf organisiert, ich war noch nicht drei Tage wieder zurück, da hatten die schon die neuen Briefbögen. – Und

dann sagt er: "Und was lehren sie?" Und da sage ich: "Ich lehre nichts." Früher hätte man das einen richtigen Honorarprofessor genannt. Aber das ist ja heute etwas anderes. Der ist ja der Einzige, der kein Honorar bekommt oder er ist Senator.

Sie hatten eingangs gesagt, zu Ihrer politischen Haltung, dass Sie kein Parteibuch haben und für links gehalten wurden. Wie würden Sie denn Ihre Haltung selbst beschreiben?

Also im alten, klassischen Spektrum ist es natürlich das, was man linksliberal nennen würde. Mir ist die Entwicklung der Dinge wichtiger als sie zu bewahren, um es etwas altmodisch zu sagen. Das heißt, ich habe mich immer mehr für die Menschen und die Sachen interessiert, die sich vom aktuellen Stand der Dinge in einem produktivpositiven Sinn unterscheiden wollten. Das Neue hat mich interessiert. Die Risiken habe ich eher geschätzt als gemieden. Also es gibt ja Risiken des Denkens und Risiken des Handelns. Die Risiken des Handelns habe ich mehr gemieden, aber die des Denkens habe ich jedenfalls nicht gemieden. Das ist mit einem Begriff wie "links" natürlich sehr pauschal gekennzeichnet. Aber ich habe, wie gesagt, keiner Partei angehört. Das hätte ich schon deshalb nicht können, weil ich ja eine Weile lang Pfarrer war. Ich finde nach wie vor, dass man als Pfarrer nicht in einer Partei sein sollte, wenn es sich irgendwie einrichten lässt. Es wäre so, als wäre der Intendant von RTL ein SPD-Mann und würde dann dafür in Anspruch genommen, SPD-Politik zu realisieren. Der Intendant von RTL oder der Geschäftsführer haben ein Publikum. Dieses Publikum setzt sich aus sehr unterschiedlichen Menschen und Biografien zusammen. Es wäre nicht gut. Ich würde das nicht generell für falsch halten. Aber man muss ein sehr hohes Ansehen haben, und das hat man als junger Pfarrer nicht, wenn man einer Partei angehört. Deswegen kam das für mich auch nicht infrage. Aber Sie können auch nicht verhindern, dass Sie zugeordnet werden. Da können Sie nicht widersprechen. Sollen Sie sagen, Sie seien konservativ, wenn Sie das nicht sind? Wenn jemand sagt: "Sie sind ein Linker". Dann sage ich: "Ein Linker in dem Sinne bin ich auch nicht. Da kenne ich andere. Da ist noch Platz". Also das ist ein Definitionsproblem. Ich könnte sagen, ich bin so ähnlich wie und dann könnte ich ein paar Namen nennen.

Alles klar. Mal zusammenfassend. Was war das Schönste in Ihren Berufsleben? Ich weiß, die Frage wird allgemein nicht gemocht, aber ich stelle sie trotzdem immer wieder.

Also wenn ich sie allgemein beantworten soll, dann würde ich sagen, dass mir ein Absturz, dass mir Arbeitslosigkeit und Aussichtslosigkeit beruflich erspart worden sind. Das ist eine Negativbeschreibung von Glück. Das ist aber auch ein Glück. Wer das hatte, eine gewisse Kontinuität, in dem was er tun konnte, mit denen er es getan hat, also eine personelle Kontinuität – auch keine abrupten Übergänge. Das ist eigentlich für die Gesamtbetrachtung eines Zeitraumes von 45 Jahren etwas, was ich nicht hoch genug einschätze. Es gibt natürlich Einzelerlebnisse, bei denen man sich auch sehr wohl gefühlt hat. Wo ich mich sehr wohl gefühlt habe. Dazu zählt eigentlich, wenn ich das mal so aus dem Stand überlege, dazu zählt nicht zuletzt das, was ich "Kasualreden" nenne. Also die Möglichkeit, bei Anlässen, bei Personen öffentlich zu reden. Das hat mir immer großen Spaß gemacht. Also der Spaß hört natürlich irgendwann auf, wenn es sich um Grabreden handelt, aber auch das war in meiner Wahrnehmung wichtig. Ich habe eine Menge Menschen, beerdigt meistens solche, die nicht in der Kirche waren – weil sie

niemanden gefunden haben, der es getan hat. Und dann hat sich irgendwann rumgesprochen: Er macht das. Ich habe das nicht bei jedem machen können, aber doch bei manchen. Bei Ulrich Schamoni, bei einem alten Freund, bei Wolf Gremm, der vor zwei Jahren an Krebs gestorben ist. Also das öffentliche Reden war ein großes Glück für mich. Die Möglichkeit, es zu können, das ist ja auch nicht jedem möglich. Das muss aus den Aufgaben heraus sich ergeben.

Vielleicht sollte ich doch auch noch sagen, ich habe auf dieser Strecke ein paar Leute kennengelernt, die mir diese Strecke wirklich wert gemacht haben. Hans Abich, Dieter Ertel, Wolfgang Menge, Heinz Drache auch, mit dem ich politisch ganz quer war, aber wir haben eine große Freundschaft gehabt. Leute, die alle tot sind. Ertel hat mir schon sehr früh gesagt: "Suche dir junge Freunde, die alten sterben alle weg". Dieter Hildebrandt, den muss ich noch erwähnen. Dass ich mit dem zusammen Fernsehen gemacht habe und zwar wirklich zusammen – nicht ich oben, er unten. Sondern wir haben seine "Scheibenwischer" Textzeile für Textzeile durchgesprochen. Und wenn ich eine Idee hatte als Aufseher und er hat sie gut gefunden, dann war sie im Text. Dieter Hildebrandt war ein wirklich wunderbarer Freund. Sammy Drechsel auch noch. Er starb ja sehr früh. Also Personen, mit denen ich nicht zusammengekommen wäre ohne diese Berufe – Johannes Rau. Jetzt fängt es an bei mir zu arbeiten. Es gab auch welche, denen wäre ich am liebsten nie begegnet.

Da kommen wir jetzt gleich dazu. Worüber haben Sie sich am meisten geärgert?

Also am meisten geärgert habe ich mich schon, dass ich eigentlich, als ich zum SFB gekommen bin, die Idee hatte, das mindestens zwei Perioden zu machen und dass es, aus Gründen, die nicht ich zu vertreten habe, ich habe mich sehr geprüft, was ich da vielleicht auch dazu beigetragen habe, aber ich habe nichts Vernünftiges gefunden, anders gekommen ist. Das habe ich als eine große Kränkung empfunden, weil sie eben nicht in Sachen begründet war oder in Inkompetenz oder in persönlichen Unverträglichkeiten, sondern weil ich ein Stück Verhandlungsmasse für Dritte geworden bin. Das hat etwas Kränkendes. Das ist etwas, was ich auch bis heute nicht richtig einordnen kann. Das ist mir sonst nicht mehr passiert. Das ist eine einmalige berufliche Situation, die ich auch keinem wünsche. Aber wenn Sie schon so fragen: Das würde ich dazu rechnen.

Gut, ich bin mit meinen Fragen durch, möchten Sie noch etwas ergänzen?

Jetzt müsste ich zu Ihrer Biografie fragen. Da erzähle ich Ihnen eine schöne Geschichte dazu, die aus meinem Kontext stammt. Wir haben mit dem Osten als Allianz Beziehungen gehabt. Ziemlich früh hat mir jemand gesagt, heute kommt Helmut Diller, das ist der Chef des Außenhandels der DEFA. Mit dem gehen Sie essen und Iernen sich kennen. Dann hat der Diller beim Essen gefragt: "Wo kommen Sie denn her? Was machen Sie denn? Was haben Sie bisher so gemacht?" – Präferenzen und so. Ich habe ihm das alles, so wie hier, erzählt – ein bisschen diskreter. Und dann war er fertig, die Suppe war weg und dann habe ich gesagt: "Ja, Herr Diller, jetzt erzählen Sie doch mal". Dann sagte er: "Wieso, müssen Sie auch berichten?". Das fand ich makaber schön.